

MITTEILUNGEN  
DER  
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT  
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS  
BAND XXXIII TEIL 2

---

# JAPAN UND DIE JAPANER

im Schrifttum der Preussischen Expedition von 1860/62  
nach Ostasien

Dr. Adolf Freitag  
Shizuoka

TÔKYÔ  
1942

Deutsche Gesellschaft  
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens  
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chôme, No. 7.  
Kommissionsverlag von  
Otto Harrassowitz, Leipzig.

# JAPAN UND DIE JAPANER

im Schrifttum der Preussischen Expedition von 1860/62  
nach Ostasien

Dr. Adolf Freitag  
Shizuoka



TÔKYÔ  
1942

Deutsche Gesellschaft  
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens  
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chôme, No. 7.  
Kommissionsverlag von  
Otto Harrassowitz, Leipzig.



J. Lubing

**Japan und die Japaner in Schrifttum der  
Preussischen Expedition von 1860/62  
nach Ostasien**

Plan:

- A. Zur Bedeutung des Unternehmens
- B. 1. Ausrüstung, Verlauf und Teilnehmer der Expedition und ihr Schrifttum  
2. Vertragsverhandlungen und Vertragsabschluß  
3. Zum Aufenthalt der Teilnehmer in Edo
- C. 1. Äußerer und innerer Befund des japanischen Menschen im allgemeinen und speziellen durch die Expeditionsmitglieder  
2. Der Tokugawastaat im Urteil der Deutschen  
3. Zur japanischen Geschlechtmoral
- D. 1. Die Fremdenkolonie in Yokohama und ihr Ruf  
2. Handel mit Japan und seine Aussichten  
3. Über die Zukunftsaussichten Japans überhaupt
- E. Zusammenfassung

Schrifttumszusammenstellung

# Japan und die Japaner

## im Schrifttum der Preussischen Expedition von 1860/62 nach Ostasien\*

Dr. Adolf Freitag  
Shizuoka

Man wird mit Genugtuung verzeichnen, daß die deutsche Japanliteratur jenen Deutschen ein verdientes und treues Andenken bewahrt, die als erste und einzige Angehörige ihres Landes in der Zeit der Absperrung und kurz danach in Japan geweilt haben. Demgegenüber treten die ersten und frühen deutsch-japanischen Beziehungen politischen und staatlichen Charakters, weil zunächst bis in die 90er Jahre für die große Politik bedeutungslos, im allgemeinen zurück. So oft also auch die Rede ist von Kämpfer, Siebold, Bälz und anderen, so verhältnismäßig selten hört man etwas Näheres über die sogenannte Preußische Expedition nach Ostasien, die Preußen — dem Beispiel anderer Staaten folgend — am Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Ostasien und damit auch nach Japan ins Werk setzte. Und doch ist gerade sie, so glauben wir wenigstens, in hohem Maße beachtenswert. Sie ist das nicht nur deshalb, weil sie in ihrem Verlauf im Januar 1861 den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen Preußen oder besser (was schon damals ideell und zehn Jahre später auch de facto dasselbe bedeutet): zwischen dem Deutschen Reich und Japan brachte, womit also beide Staaten zum ersten Male als politische Gebilde miteinander in Berührung kamen und womit die Reihe der deutsch-japanischen Verträge aller Art eröffnet wird, an deren Ende heute nach wechselvollem Auf und Ab ein enges, ideell bestens untermauertes Freundschaftsverhältnis steht. Sie ist das, so meinen wir vom deutschen Standpunkt aus, nicht nur deshalb, weil damit Preußen-Deutschland den ersten Schritt in das Geflecht des großen internationalen Verkehrs und somit zwangsläufig in die Weltpolitik tut. Die Expedition erscheint uns vielmehr und vor allem deshalb bedeutungsvoll und folgen-

---

\* nach einem Vortrag, gehalten am 5. Mai 1942 in Tokyo.

reich, weil sie durch Berichte und Briefe, durch Bücher und Zeitungsartikel in den führenden deutschen Blättern, in Wort und Bild, kurz: durch ihr Schrifttum, den Deutschen von damals trotz Kämpfer und Siebold, die nach Ausweis der Auflagen noch keine allzu große Verbreitung gefunden hatten, ein erstes, in breitere Kreise der deutschen Öffentlichkeit dringendes Bild von Land und Leuten in Japan vermittelte, ein Bild, das geeignet war, aufhorchen zu lassen und erste Freunde für das ferne Inselreich zu gewinnen.

Daß es zudem genau 80 Jahre her sind, daß die Expeditionsmitglieder nach mehrjähriger Abwesenheit den deutschen Boden wieder betraten, und daß auf der anderen Seite gerade in diesen Tagen das aus der Zeit der ersten Verträge mit den Fremden stammende, aber nicht darin stipulierte Privileg der sogenannten „Erbpacht“ endgültig beseitigt wurde, möge uns ein weiterer willkommenener Anlaß sein, unsere Aufmerksamkeit der Expedition zuzuwenden.

Besteht so, wie gesagt, genügend Grund, sich wieder einmal dieses Unternehmens zu erinnern, so wollen wir bei der Beschränkung auf Japan, die wir dem Thema entsprechend in der folgenden Darstellung vornehmen, nicht vergessen, daß eben dieses Japan nur eine Partie im Rahmen des Gesamtunternehmens darstellt. Dieses galt ebenso gut China und Siam, zwei Ländern freilich, vor denen Japan den Ruf eines im Grunde völlig unberührten, unerschlossenen, ja geheimnisvollen Landes voraus hatte.

Es wird bei alledem jeder, der rückblickend Teilnehmer und Ausrüstung, Verlauf und Ergebnis dieses ersten großen deutschen Überseeunternehmens betrachtet, gestehen müssen, daß das Ganze vortrefflich ausgesucht und angelegt, vortrefflich durchgeführt und dementsprechend auch vortrefflich gelungen ist. Ein vierfaches wollte man, und ein vierfaches erreichte man auch, und man wird, je nachdem, zu welcher Gruppe der Interessierten man gehört, diesen, jenen oder einen dritten Punkt als wichtig und wesentlich herausstellen. Darüber allerdings, daß die Hauptaufgabe und der Hauptanlaß des Unternehmens politischer, genauer handelspolitischer Natur war, kann kein Zweifel aufkommen. Es handelte sich für Preußen darum, mit der Entwicklung der Dinge in den indochinesischen Meeren in den letzten Jahren Schritt zu halten.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich ja in jenen fernen

Räumen und insbesondere an den Küsten Chinas ein lebhafter Handel herausgebildet, der internationalen Charakter trug und ihnen eine Bedeutung gab, die noch wenige Jahrzehnte vorher niemand erhoffen durfte. Sogar in Japan Fuß zu fassen und ihm Zugeständnisse abzurufen, war gelungen. Es galt nun für Preußen und die im Zollverein zusammengeschlossenen deutschen Staaten, ihre Schifffahrts- und Handelsbelange auf staatsrechtliche Vertragsbasis zu stellen, um damit, gestützt auf deutschen Unternehmungs- und Kaufmannsgeist, teilzuhaben an den neuerschlossenen Märkten und zugleich durch Einrichtungen konsularischer Vertretungen die in jenen Gebieten bereits lebenden und sich noch ansiedelnden Deutschen zu erfassen und zu betreuen\*, ein Ziel also, das was Japan anbetrifft, eine ganze Anzahl anderer Länder wie die Vereinigten Staaten, England, Rußland, Frankreich, Holland und Portugal kurz vorher erreicht hatten und das bis 1868 noch die Schweiz, Belgien, Italien und Dänemark erreichen sollten. Es wird so niemand wundernehmen, daß man der Expedition einige Kaufleute beigegeben. Einem etwa abgeschlossenen Vertrag sollten natürlich geordnete und rege Handelsbeziehungen auf dem Fuß folgen, und nur ein eingehendes Studium der Wirtschafts- und Marktlage Ostasiens durch Fachleute an Ort und Stelle konnte dies ermöglichen, erfolgreich und dauerhaft machen. Der wissenschaftlichen und bildmäßigen Aufnahme und Durchdringung der zu bereisenden Gebiete sollten endlich die Naturwissenschaftler, Zeichner und Photographen dienen, die dem Unternehmen in wohlwogener Auswahl beigegeben worden waren.

Und schließlich der vierte Zweck der Expedition? Nun, wir hätten ihn an zweiter Stelle nennen sollen! Die junge und — ach! so kleine — preußische Marine, bisher auf Übungsfahrten nur in Nord- und Ostsee und wohl auch im Atlantik heimisch, sollte bei dieser ersten großen Überseefahrt zeigen, was sie gelernt hatte, neue Erfahrungen sammeln und neue Ausbildungsmöglichkeiten bekommen. Das Geschwader bestand aus drei Kriegsschiffen, der erst kürzlich auf einer preußischen Werft fertig-

\* Wir wollen hier einschalten, daß Graf Eulenburg auch den Auftrag hatte, auf mögliche koloniale Erwerbungen zu achten. Man dachte dabei in Berlin u. a. an die Insel Formosa. Eulenburg hat hier eine ablehnende Stellung eingenommen. Vgl. dazu Siemers, Preussische Kolonialpolitik, in: Nippon, Jg. 3 (1937), H. 1 S. 19/26.

gestellten, über 2000 Tonnen großen Schraubenkorvette „Arkona“, der von den Engländern käuflich übernommenen und wegen ihrer Segeltüchtigkeit berühmten Segelfregatte „Thetis“ (über 1500 Tonnen) und dem aus einer Spende deutscher Frauen gebauten Schoner „Frauenlob“. Hinzu kam noch das mit Geschützen armierte Transportschiff „Elbe.“ Ob es zweckmäßig war, den kleinen, nur 95 (!) Tonnen großen Schoner „Frauenlob“, noch dazu mit einem schweren Geschütz an Bord, das die Manövrierfähigkeit stark behinderte, mit auf eine solche Reise zu schicken, sei sachverständigem Urteil überlassen. In unserer Literatur, d.h. also von Laien, werden darüber mannigfache Bedenken geäußert.\* Fest steht, daß das kleine Schiff, befehligt von einem als erfahrenen Seemann bekannten Offizier, in einem Taifun vor der Küste Japans mit Mann und Maus untergegangen ist, in einem Taifun allerdings, dem auch weit größere und seetüchtigere Schiffe zum Opfer gefallen sind. Es ist dabei berichtenswert, daß das eine Woche später von den Japanern auf die Suche nach der „Frauenlob“ ausgeschickte Schiff ebenfalls in einem Taifun gesunken ist.

Was aber die Fahrt für die junge preußische Marine bedeutete, lehrt ein Blick auf das Offizierskorps des Expeditionsgeschwaders. Geben wir die sich in den Anfängen und beim Aufbau der deutschen Flotte ergebenden günstigen Beförderungsverhältnisse bei der Marine bereitwillig zu, so bleibt es doch erstaunlich, daß aus den etwa 50 teilnehmenden Seeoffizieren später nicht weniger als 3 Admiräle, 9 Vizeadmiräle, 8 Kontradmiraile und 10 Kapitäne zur See hervorgegangen sind, neben einigen bekannten Marineschriftstellern. Während die „Arkona“ unter dem Befehl des Kapitäns zur See Sundewall stand, eines Schweden, der zugleich verantwortlicher Geschwaderführer war, kommandierte die „Thetis“ ein Deutscher. Es war Eduard Jachmann, der sich, aus guter Familie stammend und mit guter Schulbildung versehen, vom Schiffsjungen auf einem Danziger Handelsschiff bis zum Kapitän zur See bei der preußischen Kriegsmarine heraufgearbeitet hatte und der sich später auf den verschiedensten Posten in der deutschen Kriegsmarine, als Flottenchef vor dem dänischen Feind, als Organisator beim Aufbau der Flotte nach 1871, bei der Aufstellung einer Küstenverteidigung und bei der Einrichtung von Werften in Wilhelmshaven unvergessene Verdienste erwerben sollte.

\* Eulenburg selbst z. B. nennt die Mitnahme der „Frauenlob“ „Unsinn“.

Zwei der teilnehmenden Offiziere sind in den diplomatischen Dienst übergetreten. Der eine, Karl von Eisendecker, sollte zwanzig Jahre später das Reich in Tokyo vertreten.

Hier ist auch der Punkt, von dem aus das Interesse, das die breite deutsche Öffentlichkeit an dem Unternehmen nahm, schnell zu begreifen ist. Preußen zogen ja hier als Deutsche hinaus! Eine solche Fahrt deutscher Schiffe mit preußischer Flagge, im Interesse aller Deutschen unternommen mit dem Ziel, sich Geltung und Gleichberechtigung in den fernsten Teilen der Erde zu verschaffen, ließ die Herzen aller derer höher schlagen, die in dem innenpolitisch und außenpolitisch so außerordentlich trüben Jahrzehnt nach 1848 ihre Sehnsucht nach einem Reich aller Deutschen, nach seiner Größe und Weite in kleinstaatlicher und kleinbürgerlicher Enge begraben mußten. Ob es freilich vom nüchternen politischen Standpunkt aus wünschenswert war, gerade in diesen Jahren durch Abzug zweier Kriegsschiffe, insbesondere der neuen und kriegstüchtigen „Arkona“, die an sich schon winzige preußische Flotte zu schwächen, ist eine ganz andere Frage. Die bewaffnete Auseinandersetzung mit Dänemark um Schleswig-Holstein, seit 1852 nur vertagt, konnte infolge der dänischen Übergriffe gerade seit 1858 jeden Augenblick wieder aufleben. Wie dem auch sei, das damals bisweilen angeführte Argument ist jedenfalls falsch und einer Großmacht unwürdig, daß nämlich die Expedition zunächst hätte unterbleiben können, da in den Anfangsjahren die Interessen aller Fremden und damit auch der in Ostasien weilenden Deutschen von den Staaten, die bereits dort Fuß gefaßt hatten, solidarisch gehandhabt würden.

Es erscheint zweckmäßig, bevor wir die Teilnehmer der Mission vorstellen und ihr in Form von Reiseerlebnissen, Tagebuchaufzeichnungen und Heimatbriefen hinterlassenes Schrifttum, soweit es sich auf Japan bezieht, vorlegen, den Gesamtverlauf des Unternehmens zu skizzieren. Wir können uns dabei deshalb knapp fassen, weil in einer Arbeit von Ohrt, die vor über 30 Jahren in den Mitteilungen der OAG erschienen ist, alle Daten und alle dazu gehörenden Einzelheiten — soweit die ihm zur Verfügung stehende Literatur das zuließ — zusammengetragen sind.\*

\* Ohrt, Die preussische Expedition nach Ostasien 1860/61 in Mitt. OAG Bd. 13, S. 199–236.

Die Mission konstituierte sich im August 1860, und zwar erst in Singapore, wohin sich die Schiffe, die schon fast seit Jahresfrist die heimatliche Küste verlassen hatten, und die Mitglieder auf den verschiedensten Wegen begeben hatten. Man wandte sich aus der Auffassung der politischen Lage in China heraus zuerst nach Japan und blieb in Tokyo vom 4. September 1860 bis zum Abschluß der Vertragsverhandlungen, also bis Ende Januar 1861. Über Nagasaki gings dann nach China, wo im September desselben Jahres, und weiter nach Siam, wo im Februar 1862 die Vertragsunterzeichnung erfolgte. Wieder zurück in Singapore, löste sich die Expedition hier im März 1862 auf. Im ganzen waren die meisten der Teilnehmer über zwei Jahre der Heimat fern gewesen.

Wer waren nun im einzelnen diese Teilnehmer, in deren Hände der preußische Staat diese ebenso heikle wie interessante Aufgabe gelegt hatte? Es wird sich sogleich zeigen, daß er bei der Zusammenstellung und Auslese eine überaus glückliche Hand gehabt hat. Samt und sonders sind die Expeditionsmitglieder den Anforderungen gewachsen gewesen, die im Verlauf des Unternehmens an sie, sei es als Diplomat, sei es als Wissenschaftler oder Kaufmann, herantraten. Einige von ihnen haben zweifellos überdurchschnittliches Format besessen, alle jedoch haben im späteren Leben geachtete, hohe und höchste Stellen bekleidet. Wir sind dabei sehr wohl berechtigt, für das Unternehmen das Wort „Expedition“ zu gebrauchen. Die Gesamtzahl der auf den Schiffen befindlichen Personen betrug 844 Köpfe, von denen über 100 infolge Todes- und Unglücksfalles die Heimat nicht wiedersehen sollten. Neunzehn gehörten zum Kreis der diplomatischen Mission und ihrem wissenschaftlichen und kaufmännischen Gefolge. Dieser Zahl entsprach das Auftreten. Wohin man auch unterwegs kam und wo man auch an Land ging, es geschah in den althergebrachten feierlichen Formen mit Salutschießen bei der Ein- und Ausfahrt in den Häfen, Besuchen und Gegenbesuchen in großer Galauniform mit wehenden Helmbüschen und vor allem wollten die Tafeleien kein Ende nehmen. Die „Arcona“ stellte dazu ihr Bordmusik- korps, das ebenso wie ein Gesangsquartett schnell überall im Osten bekannt und beliebt wurde.

Beginnen wir mit der Gruppe der zur Gesandtschaft gehörenden Personen. Sie bestand aus dem Gesandten Grafen Friedrich zu Eulenburg,

dem Legationssekretär Pieschel, den drei Gesandtschaftsattachés von Brandt, von Bunsen und dem Grafen August zu Eulenburg. Von diesen treten in unsern Quellen Pieschel, später Legationsrat im Auswärtigen Amt, und von Bunsen (ein Sohn des bekannten preußischen Staatsmannes und Gelehrten), der später eine Zeitlang das Reich als Generalkonsul in Alexandria vertreten sollte, mehr in den Hintergrund. Der Attaché Graf August zu Eulenburg ist ein Neffe des Gesandten. Er war damals noch bei der Garde, ist dann aber in den Hofdienst übergetreten und hat hier lange Jahre eines der höchsten Ämter bekleidet, die das deutsche Kaiserhaus zu vergeben hatte: das Oberhof- und Marschallsamt. Als Arzt begleitete ein Dr. Lucius die Gesandtschaft. Er ist personengleich mit dem späteren verdienstvollen preußischen Landwirtschaftsminister Lucius von Ballhausen, der sich auch durch seine Bücher über Bismarck und die Frage seiner Entlassung einen bekannten Namen gemacht hat. In unserem Zusammenhang hier verdienen unsere Aufmerksamkeit der Gesandte Graf Friedrich zu Eulenburg, der verantwortliche Leiter der Mission, und der Attaché Max von Brandt.

Graf Friedrich Albrecht, genannt Fritz, zu Eulenburg, gehört zu jener uralten, ursprünglich im Obersächsischen beheimateten Familie der Eulenburgs, die dem Lande Preußen und dem Reich eine ganze Reihe tüchtiger und um das Gemeinwohl verdienter Männer geschenkt hat. Allein im letzten Jahrhundert lassen sich vier oder fünf nennen und unter ihnen gewiß nicht an letzter Stelle Graf Fritz zu Eulenburg.

Weniger, so scheint es, durch anhaltenden Fleiß als vielmehr durch hohe geistige Gaben, gepaart mit großem Verhandlungsgeschick und der Fähigkeit, sich rasch in eine fremde Materie einzuleben, hatte Eulenburg schon frühzeitig die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen und war so die juristische bzw. die Verwaltungslaufbahn schnell emporgeklettert und in den diplomatischen Dienst übernommen worden. Er nahm schließlich die ihm angetragene Leitung der ostasiatischen Expedition an und wurde zu diesem Zweck mit besonderen Vollmachten, auch dem Geschwaderchef der Schiffe gegenüber, ausgestattet und zum Gesandten an den Höfen in Edo, Peking und Bangkok — zum „Gesandten in partibus infidelium“, wie die Kreuzzeitung sich ausdrückte — bestellt. Noch höher sollte er steigen! Nach seiner Rückkehr aus Ostasien ernannte

ihn der König auf Betreiben Bismarcks zum preußischen Innenminister. Lange 16 Jahre hat er sich in diesem Amt an der Seite Bismarcks bewährt, in einer Zeit, die einen ganzen Mann und wirklichen Könnner erforderte. Galt es zunächst in der sogenannten Konfliktzeit für die preußische Regierung sich gegen eine starke, von der öffentlichen Meinung getragene parlamentarische Opposition zu wehren, so stehen nach 1866 für Eulenburg mehr positive Aufgaben im Vordergrund. Einmal ist sein Name für immer mit der gewiß nicht leichten verwaltungsmäßigen Eingliederung der 1866 neu erworbenen Gebiete Preußens verknüpft, sodann ging er energisch gewissen rückständigen Einrichtungen der preußischen Verwaltung zu Leibe. 1878 nahm er seinen Abschied, und 3 Jahre später ist er gestorben. Sein Nachfolger im Amt wurde übrigens sein Neffe Graf Botho zu Eulenburg.

Dieses günstige Bild der politischen Persönlichkeit Eulenburgs nach der menschlichen Seite hin zu ergänzen, fällt nicht schwer. Wir haben eine lautere, in sich ausgeglichene Persönlichkeit von großer Herzens- und Geistesbildung vor uns, dabei ebenso bestimmt wie zugänglich, ebenso sehr Vorgesetzter wie voller Verständnis und Mitgefühl für seine Mitarbeiter und Untergebenen. So sind diese des Lobes voll über den „liebenswürdigsten Chef von der Welt“ und bewundern die gleichmäßige Freundlichkeit und Heiterkeit des Gemütes, die Graf Eulenburg stets, auch an den an Geduldsproben wahrlich überreichen Verhandlungstagen in Japan, zur Schau trug. Er brachte weiter eine wesentliche Voraussetzung für seine Aufgabe in einem ganz außerordentlichen Maße mit: persönlichen Scharm und die beneidenswerte Gabe, sofort Sympathien für sich zu erwecken. Es ist erstaunlich zu sehen, in welchem Grade und wie schnell er sich z. B. in Japan und China das Vertrauen der Vertreter der anderen Mächte erwarb. Selbst der überzogenste englische Statthalter im Osten hat ihn, der übrigens nur ein holpriges Englisch, dafür aber ein umso glänzenderes Französisch sprach, mit Vorzug und Auszeichnung behandelt.

Wir haben all diese Urteile lediglich aus dem Expeditionsschrifttum und vornehmlich auch aus den Briefen, die Eulenburg von seiner Reise an seinen Bruder gerichtet hat, zusammengetragen. Diese Heimatbriefe hat sein Neffe, der als Freund und Günstling Wilhelms II. bekannte — oder soll ich sagen: leider bekannte? — Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

um die Jahrhundertwende, als infolge der Erwerbung Tsingtau Ostasien zeitweilig im Brennpunkt des deutschen öffentlichen Interesses stand, ohne große Streichungen herausgegeben. Sie vermitteln in all ihren Einzelheiten und bisweilen Intimitäten ein frisches und überzeugendes, wenn auch mehr äußeres Bild von den Dingen der Expedition. Tiefsinnige Betrachtungen über Geschichte und Kultur der bereisten Länder, ohne die es sonst der Deutsche beim Bücherschreiben gewöhnlich nicht macht, fehlen. Neben dem amtlichen Reisewerk sind Eulenburgs Briefe die gegebene Quelle für den Gang und die Einzelheiten der Vertragsverhandlungen, wenngleich sie, wie schon bemerkt, weniger die Motive des Grafen als vielmehr nur seine Schritte und Entschließungen darlegen. Eulenburg, damals 45 Jahre alt, nennt sich darin selbst einen „Weltumsegler wider Willen“, und an mehr als an einer Stelle zeigt es sich in der Tat deutlich, daß ihn nicht Herz und Reiselust, sondern lediglich Pflicht und die einmal übernommene Aufgabe bei der Expedition festhielten. Es ist dabei amüsant, aus diesen Briefen auch schon jene kleinen Schwächen herauslesen zu können, die die spätere Literatur über ihn und insbesondere einige sarkastische Aussprüche Bismarcks über ihn geißeln, so eine gewisse Vorliebe des Jungesellen für die Freuden und Genüsse der Tafel.

Max von Brandt, der Sohn eines aus der nachnapoleonischen Zeit bekannten preußischen Generals und noch bekannteren Militärschriftstellers, war der Expedition als Attaché beigegeben. Er ist uns Japan-deutschen als erster deutscher Reichsvertreter in Japan zum mindesten dem Namen nach kein Fremder. Für seine spätere diplomatische Laufbahn ist die Eulenburgische Mission insofern von Bedeutung gewesen, als er unterwegs wiederholt von seinem Chef zu kleineren Sonderaufgaben herangezogen und schließlich auch von ihm in Berlin für den Posten eines preußischen Konsuls in Japan vorgeschlagen wurde. Anschließend war er dann noch 18 Jahre als deutscher Gesandter in China tätig. So eindeutig nun die Verdienste Brandts um das Deutschtum und zwar aller Klassen und Stände in Japan sind, so bestritten und fragwürdig ist seine Rolle als der gegebene Förderer einer politischen Freundschaft und Annäherung zwischen Deutschland und Japan.\* Insbesondere wird auf

\* Brandt hat bis 1920 gelebt. Vgl. dazu Freitag, Die Japaner im Urteil der Meiji-deutschen in: Mitt. OAG, 31 C, S. 18/19 u. 29.

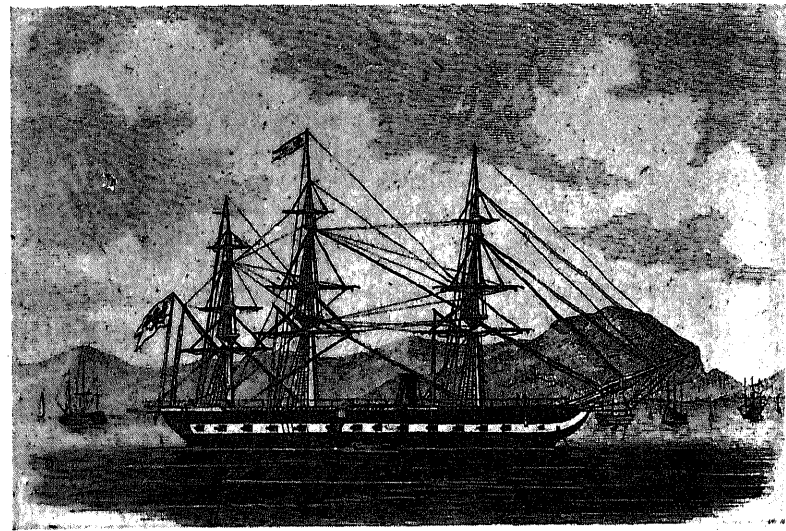


seinen Einfluß bei der deutschen Shimonosekibeteiligung immer wieder hingewiesen. Mag dieser in den deutschen Japanbüchern bisweilen auch zu hoch angeschlagen werden, so ist doch kein Zweifel, darüber, daß Brandts Sympathien nicht Japan galten. So hat er, um nur ein Beispiel aus seinen vielen Veröffentlichungen anzuführen, später einmal in seinem Buch „Ostasiatische Fragen“\* die in Sonderheit von angelsächsischer Seite auf Japan angestimmten Lobgesänge als eine Art psychologischer Irrtümer, und Selbsttäuschungen, ja als Speichelleckereien abgetan. Die deutsche Japanliteratur stellt also Brandt mit Recht als Chinesenfreund hin. Wir denken hier u. a. an Bälz, in erster Linie jedoch an die klugen Bücher Haushofers, des Mannes also, der das Japanbild der Deutschen von heute entscheidend geformt hat. Alles das freilich und auch die ungeheuerlichen Vorwürfe, die Albrecht Wirth in seiner „Deutschen Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart“ Brandt nicht nur als Politiker, sondern in erster Linie als Menschen macht, können hier nicht erörtert werden.\*\* Uns interessiert allein Brandts Verhältnis zur Expedition und zu Japan während der Zeit seiner Teilnahme an der Expedition. Er hat uns darüber selbst berichtet im ersten Band seiner nüchtern und sachlich geschriebenen, mit einem gewissen, aber keineswegs verletzenden Ton der Überzeugtheit von sich und seiner Tätigkeit vorgetragenen Memoiren. Er hat das alles viele Jahrzehnte später niedergeschrieben, und so fehlt, obschon viele einzelne Episoden eingestreut sind, doch der Reiz der Unmittelbarkeit der Erlebnisse, Eindrücke und Urteile.

Diesen Reiz finden wir in den Tagebuchblättern des Freiherrn von Richthofen und in den Heimatbriefen des Regierungsrates Wichura. Wir sind damit bei der Gruppe der Wissenschaftler und Künstler. Von dieser Seite liegen naturgemäß eine ganze Reihe von Veröffentlichungen vor. Von dem Zoologen und späteren Berliner Museumsdirektor Dr. von Martens stammt der zoologische und auch der botanische Teil des amtlichen Reisewerkes, da der vortreffliche, von dem Gärtner Schottenmüller unterstützte Botaniker der Expedition, Wichura, über der Sichtung des gesammelten Materials verstorben ist. Diese rein fachlichen Schriften können wir hier beiseite lassen, und es bleiben der Geologe Freiherr von

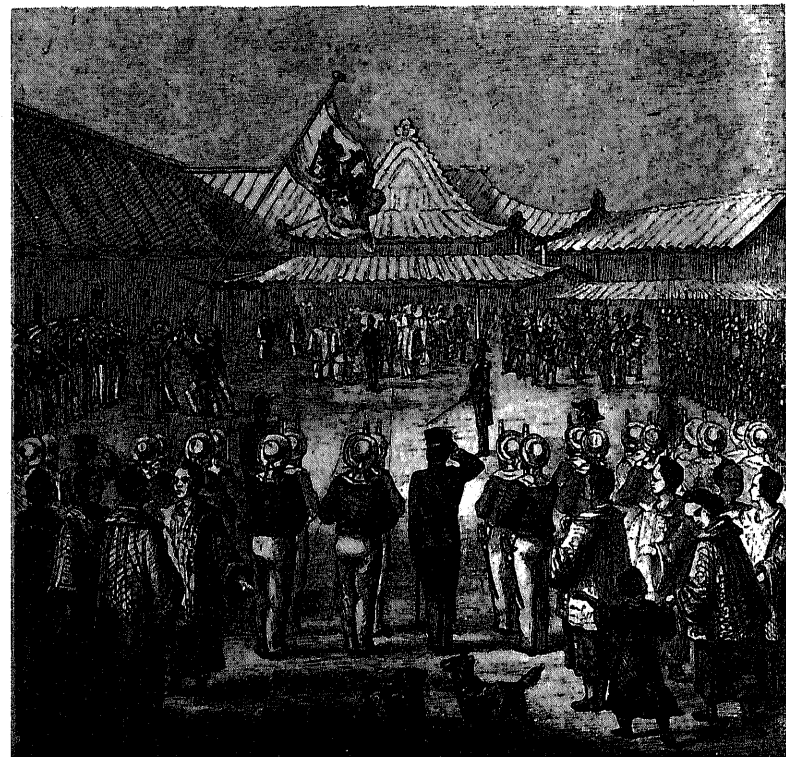
\* Brandt, Ostasiatische Fragen, Bln. 1897.

\*\* Albrecht Wirth, Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart, S. 138 ff.



Die „Arcona“ im Hafen von Hongkong.

Aus Spieß: Die preussische Expedition.



Flaggenhissen in Edo

Aus Spieß: Die preussische Expedition.

Richthofen und der Botaniker Max Wichura. Ferdinand von Richthofen, später Professor an der Berliner Universität, ist eine von jenen begnadeten Gelehrtenpersönlichkeiten, von deren geistigem Kapital die Nachwelt auf Jahrzehnte zu zehren hat. Die Eulenburgische Mission brachte den jungen Richthofen mit jenem Raum in Berührung, dem seine späteren großen wissenschaftlichen Leistungen entstammen sollten, nämlich Ostasien, und das allein, so wagen wir zu sagen, hätte die Expedition gelohnt, auch wenn sie politisch ein Fehlschlag gewesen wäre. Die Tagesniederschriften Richthofens vermitteln uns ein ungemein anschauliches und eindringliches Bild der damaligen japanischen Verhältnisse. Sie streifen dabei jedes Gebiet des japanischen Lebens und beschränken sich keineswegs auf hochgelehrte geologische und geographische Probleme. Richthofen dringt in die Dinge ein und ist in jenem guten Sinne objektiv, daß er bei seinen Urteilen auch die Gegenseite einbezieht und die Japaner von ihrer Eigenart, ihren Sitten und Gebräuchen her zu verstehen sucht mit dem Erfolg, daß eben diese seine Urteile heute noch stehen. Dabei sind Richthofen und die anderen Wissenschaftler überhaupt in einer üblen Lage. Freies Umherreisen ist ihnen verwehrt, Forschungen sind nur auf beschränktem Raum möglich, geistiger Austausch mit japanischen Gelehrten wird verhindert, und doch ist der Geologe z. B. in einem geologisch hochinteressanten Land. So müssen sehr oft tote, von Japanern zusammengestellte Sammlungen aller Art die Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen abgeben. Einen ebensolchen ungetrübten Genuß wie Richthofens Tagebuch bietet die Lektüre der in Buchform herausgebrachten Reisebriefe Wichuras an seine Mutter. Wichura hatte sich auf der „Thetis“ eingeschifft und war so im Gegensatz zu den Diplomaten, die zum größten Teil auf dem sogenannten „Überlandweg“ (d. h. von Kairo mit der Bahn nach Suez) nach Singapore gelangt waren, über England, Südamerika, Kap der Guten Hoffnung und die Sundastraße dahin gekommen. Was er uns oder vielmehr seiner Mutter von dieser langen Reise und daran anschließend über Japan, China und seine Abstecher nach den Philippinen, Java und Indien zu erzählen weiß, sind in vieler Hinsicht beispielhafte Reiseberichte, einfach und natürlich, gänzlich frei von aufgebauchten abenteuerlichen Erlebnissen und vorschnellen persönlichen Urteilen, dafür voll von klugen und gewissenhaften Beobachtungen und

innerer Anteilnahme an Land und Leuten und zudem von großer Anschaulichkeit. Aus diesen Briefen zu schließen, muß Wichura eine vornehme, durch und durch harmonische Persönlichkeit gewesen sein. Max Wichura war von Haus aus Jurist und Verwaltungsbeamter in Breslau und hatte sich auf Grund seiner nebenberuflich betriebenen botanischen Studien einen Namen gemacht. Auf Vorschlag der Akademie der Wissenschaften wurde er von der preußischen Regierung der Expedition als Botaniker beigegeben. Es gehört weiter hierher das Buch des landwirtschaftlichen Sachverständigen Dr. Maron. Es handelt sich, wie er selbst sagt, um Reiseskizzen aus China und Japan, aber die Erlebnisse und der Verlauf der Reise selbst treten vor allem im japanischen Teil zurück. Es sind vielmehr im breiten Stil der Zeit geschriebene und umständlich gefaßte allgemeine und spezielle Betrachtungen aller Art über die bereisten Länder, die er uns vorträgt. Bei dem an sich gesunden Bestreben, Japan und die Japaner von einigen wesentlichen Gesichtspunkten her zu begreifen, kommen ihm wohl kluge Gedanken, besser geistreiche Einfälle, bisweilen unterlaufen ihm aber doch auch Gesuchtheiten und Plattheiten. Wir werden darauf zurückkommen. Maron selbst war, wie es scheint, eine wenig ausgeglichene Persönlichkeit. Er hat später seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt. Wir besitzen über ihn einige aufschlußreiche Bemerkungen Theodor Fontanes, der ihm einmal begegnet ist.\*

Es war ein recht glücklicher Gedanke, der Mission auch solche Männer beizugeben, die vermittels ihrer Kunst imstande waren, das Geschaute in Bild und Zeichnung festzuhalten. Diesem Umstand verdanken wir eine stattliche Zahl von Zeichnungen und Photographien aus dem ostasiatischen Milieu und dem der Expedition, die gesammelt herausgegeben wurden, von denen aber nicht wenige die hier in Frage kommenden Bücher zieren. Es handelt sich um drei Künstler, und zwar den Photographen Bismarck, der später Chinesisch lernte, in den Dolmetscherdienst eintrat und als deutscher Konsul in Amoy gestorben ist, und um die Maler bzw. Zeichner Heine und Berg. Beide verdienen eine kurze Würdigung.

Es ist ein buntes und abenteuerliches, aber im ganzen doch ehrenhaftes

\* vgl. Fontane, Ges. Werke, Fischer 1920, 2. Reihe Bd 5 S. 40 ff.

Leben, das an uns in den Schicksalen Wilhelm Heines aus Dresden, seines Zeichens Maler und Reiseschriftsteller, vorüberzieht. Es hätte schon einmal Anspruch darauf, festgehalten zu werden, zumal die Liebe dieses Mannes Japan galt. Wir können hier nur die wichtigsten Stationen aufzählen. Die unglücklichen politischen Verhältnisse Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und seine Teilnahme an den Dresdner Maiaufständen von 1849, aber auch, so scheint es, ein Schuß jener Reiselust, die den Sachsen bekanntlich im Blute liegen soll, trieben ihn als jungen Mann nach Amerika. Hier fand der Talentierte einflußreiche und interessierte Amerikaner, die ihn begönnernten, und sein Reiseleben, immer mit Forschungs- und malerischen Arbeiten ausgefüllt, beginnt. Es führt ihn durch den nord- und südamerikanischen Kontinent, besonders auch Zentralamerika, mit Perry und seinen Schiffen nach Ostasien und Japan (er war also das einzige Mitglied der Eulenburgischen Expedition, das schon einmal in Japan war), weiter durch Europa und Nordafrika und auf Aufforderung der preußischen Regierung, der er in seinen Büchern zu einem solchen Unternehmen geraten hatte, mit Eulenburg wieder nach Ostasien. Als amerikanischer Bürger nahm er dann am amerikanischen Bürgerkrieg teil, zuletzt als Brigadegeneral, suchte schwer verwundet Heilung in Deutschland, ging dann als amerikanischer Konsul nach Liverpool und Paris, aber nach der Reichsgründung ließ er sich, erst etwas über 40 Jahre alt, in seiner schönen Vaterstadt Dresden nieder und lebte seinen künstlerischen und literarischen Neigungen. Heine, der, wie man sagt, ein ungemein rascher Arbeiter war, bisweilen auf Kosten der Seriösität, hat ziemlich viel veröffentlicht, zum großen Teil in umfangreicher Buchform, z. T. auch in den verschiedensten Zeitschriften. Sein erfolgreichstes, in viele Sprachen übersetztes Werk ist seine „Reise um die Welt mit Commodore Perry“. Irgendwie oder unmittelbar befassen sich alle seine späteren Bücher mit Japan, vor allem das großartige Prachtbilderwerk, das 1873 bis 80 in Berlin erschien. Das 1864 herausgegebene Buch „Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 61“ hat uns leider nicht vorgelegen. Einem aufgefundenen Vermerk zufolge bringt aber dieses heute ziemlich seltene Werk keine zusammenhängende

Darstellung der Expedition, um dem wenig später veröffentlichten amtlichen Bericht nicht vorzugreifen.\*

Ist es auch wegen gewisser Eigenmächtigkeiten Heines zu einer Verstimmung zwischen ihm und dem Grafen Eulenburg gekommen, so fand doch seine Kunst, deren Bedeutung in der Darstellung der Volkstypen und des Volkslebens liegt bei seinen Reisebegleitern Lob und Anerkennung, noch mehr jedoch die des Malers und Zeichners Berg. Dieser ist im Gegensatz zu Heine ausgesprochener Landschaftszeichner, und seine Landschafts- und Vegetationsskizzen zeugen von sorgfältigster Naturbeobachtung und gewissenhaftester Ausführung, aber auch von künstlerischem Schwung und künstlerischer Auffassung. Es sei wunderbar, so versichert uns Richthofen, wie sehr Bergs Landschaften oder auch nur eine einzige Vegetationsstudie einen in das Land zurückzusetzen vermöchten, dem sie entnommen seien. Die Verdienste Bergs, der später Museumsdirektor in Breslau wurde, liegen aber noch in einer anderen Richtung. Berg ist der Verfasser des allgemeinen Teiles des amtlichen Reisewerkes, und er hat sich diese Arbeit, die in vier stattlichen Bänden vorliegt, ganz gewiß nicht leicht gemacht. Der japanische Teil umfaßt zwei Bände und beschränkt sich keineswegs auf die Reiseerlebnisse und Vertragsverhandlungen schlechthin, sondern Berg gibt uns einen vollständigen, ausführlichen Überblick über Japan, seine Landschaft, seine Geschichte und Entwicklung, seine Kultur, seine Erzeugnisse, seine Menschen und nicht zuletzt seine Beziehungen zum Westen. Berg hat dazu alle bis 1863 über Japan bekannt gewordenen deutschen, englischen und holländischen, ja spanische und portugiesische Bücher und sonstige Quellen benutzt und kritisch geprüft. Für die Darstellung der Expedition selbst standen ihm Tagebücher in reichlicher Auswahl zur Verfügung. Gerade durch einen solchen Gesamtüberblick, der sorgfältig fremde Darstellungen an eignen Erfahrungen nachprüft, wird uns Bergs Arbeit wert-

\* Hier in Japan traf er einen längst füsiliert geglaubten Mitkämpfer aus den Dresdner Revolutionstagen, den damals in ganz Europa bekannten Russen Bakunin, der sich auf einer abenteuerlichen Flucht von Sibirien nach Amerika befand. Sie machten beide gemeinsam die Reise nach San Francisco. vgl. Ricarda Huch, Bakunin und die Anarchie, 1923 S. 156.  
Im übrigen verdienen Heines Japanbücher eine gesonderte geschlossene Betrachtung.

voll und unterscheidet sich z. B. von dem Rechenschaftsbericht der 8 Jahre später zum gleichen Zweck nach Ostasien ausgeschickten österreichischen Expedition nach Ostasien, der sich — obschon in seiner Art vorzüglich — nur auf die Darstellung streng handelspolitischer Fragen beschränkt. Der aufmerksame Leser findet bei Berg eine Fülle treffender Bemerkungen und anziehender Schilderungen gerade auch aus dem japanischen Alltag. Alles in allem: die amtliche Darstellung ist eine gelungene und äußerst verdienstvolle Arbeit, und man wundert sich nur, daß sie in der Japanliteratur so selten zitiert wird.

Was nun die Gruppe der Kaufleute anbetrifft, so umfaßte sie ursprünglich vier Mann, und zwar drei Preußen und einen Sachsen. Von diesen kann man eigentlich nur den Sachsen Gustav Spieß als Teilnehmer der Expedition betrachten. Denn die anderen drei kamen wohl auch nach Japan, gingen aber vorher und nachher sehr zum Ärger des Grafen Eulenburg eigne Wege. Spieß, der von seinen Reisebegleitern als ein „angenehmer junger Mann“ mit Vorliebe für auffällige Kleidung geschildert wird und sich dem Ganzen bestens einfügte, hatte unter Hinweis darauf, daß Eulenburg ja auch für die Zollvereinsstaaten d. h. auch für Sachsen mit abzuschließen gedenke, seine Teilnahme als Bevollmächtigter der sächsischen Handelskammern nach mancherlei vergeblichen Versuchen erreicht. Er sprach zudem holländisch und hat die Reise zum großen Teil auf dem Flaggschiff „Arcona“ mitgemacht. Er hat über diese Reise nach Japan wie auch über seine Abstecher nach Java, den Philippinen und Indien ein flottgeschriebenes Buch von vierhundert Seiten veröffentlicht, das sich keineswegs nur mit seinen speziellen beruflichen Aufgaben während der Expedition befaßt.

Es bleibt uns nun auf unserem Gang durch das Expeditionsschrifttum noch übrig, auf zwei Bücher einzugehen, deren Verfasser unter den Angehörigen der Marine zu suchen sind. Beiden ist gemeinsam, daß sie zusammengestellte Zeitungsberichte sind, wie wir denn überhaupt annehmen müssen, daß außer den hier genannten Büchern in den deutschen Zeitschriften jener Jahre noch eine ganze Anzahl Artikel und Erlebnis-

berichte der Expeditionsmitglieder sich finden lassen werden.\* Das eine ist ein recht kluges Buch, sachlich, unterrichtend und dabei interessant geschrieben, hoch über der in solchen Fällen üblichen Zeitungsschreiberei stehend. Sein Verfasser, Reinhold Werner, damals Leutnant zur See und Führer der „Elbe“, später bis zum Vizadmiral emporgestiegen, hat als Schriftsteller einen guten Namen und ist durch seine Bücher über Flottenfragen populären als auch fachlichen Inhalts — man denke an sein „Buch von der deutschen Flotte“ — wohl bekannt geworden. Werner hat die Liegezeit vor Edo gut ausgenützt und sich, soweit eben möglich, ein klares Bild von Japan verschafft. Etwas anders liegen die Dinge bei dem Marinepfarrer Kreyher. Er konnte in Japan nicht so häufig an Land abkommen, und seine Beobachtungen und Urteile können dementsprechend nicht immer treffend sein. Das Buch ist vom Standpunkt des entschiedenen Christentums aus geschrieben, und nach Kreyher ist die Annahme des Christentums durch die Japaner die Voraussetzung ihres Kultur- und Zivilisationsaufstieges.

Streng genommen gehört freilich noch ein weiteres Buch dazu. Es handelt sich um die erst 1926 veröffentlichten „Briefe aus Ostasien“ des Josef Maria von Radowitz, jenes bekannten Diplomaten aus der Bismarck- und Nachbismarckzeit. Radowitz nahm als dreiundzwanzigjähriger Legationssekretär an der Reise des preußischen Kriegsschiffes „Gazelle“ in die ostasiatischen Gewässer zur Ratifizierung der Eulenburgischen Verträge teil. Wir können aber diese Briefe beiseite lassen. Einmal fand die Ratifikation erst drei Jahre später, also 1864, statt (der Vertrag war inzwischen automatisch am 1. Januar 1863 in Kraft getreten), sodann befaßt sich der nicht sehr umfangreiche Briefwechsel, soweit er Japan betrifft, abgesehen von einigen Allgemeinplätzen über Natur, Kunst und Staat des wesentlich auf Yokohama angewiesenen Radowitz, vornehmlich mit den allerdings außerordentlichen Schwierigkeiten, die der Übergabe der Urkunden an die Japaner entgegenstanden.

Es erscheint uns nun müßig, die Frage aufzuwerfen, welches der

\* Es kämen hier besonders die Augsburger Allgemeine Zeitung, die Kölnische Zeitung, die Leipziger Illustrierte Zeitung u. a. in Betracht. Hierher gehören wohl auch zwei andere von uns leider nicht aufgefundene Bücher zweier Seeleute: Ratzburg, Skizzen aus dem Privattagebuch eines Seeoffiziers, und Rose, Meine Erlebnisse auf der Preußischen Expedition nach Ostasien, Kiel 1864.

soeben angeführten und kurz charakterisierten Bücher etwa den Vorzug vor den anderen verdiene. Die Verfasser, unterschiedlichen Temperamentes und unterschiedlichen Alters, kommen aus verschiedenen Lagern, und so trägt jeder von seinem Stand- und Blickpunkt aus vor. Will man dennoch für unsere Zwecke auf einer Wertung bestehen, so würden wir vielleicht Bergs Reisewerk, Richthofens Tagebuchblätter, Wichuras Reisebriefe, Werners Reisebericht, Eulenburgs Briefe und auch Marons Reiseskizzen vor den Erinnerungen Brandts und die Bücher von Spieß und Kreyher stellen.

Die langwierigen Verhandlungen um den Vertrag halten den Japanaufenthalt aller Teilnehmer, ihre Erlebnisse und Eindrücke zusammen und richten sie aus. Wir gehen deshalb am besten von diesen Verhandlungen aus, ohne freilich mehr als nur die Hauptlinien nachzeichnen zu können, und suchen von hier aus unseren Weg durch den Stoff.\*

Nach dem am 8. September 1860 in feierlicher Form erfolgten Einzug in das angewiesene, nicht allzu weit vom Landungsplatz gelegene Quartier in Edo tat Graf Eulenburg unverzüglich alle Schritte, um die Verhandlungen mit den Japanern in Gang zu bringen. Sie sollten sich über vier Monate hinziehen. Das ist gewiß eine lange Zeit für die Seite, die den Vertrag wünscht und fordert, und so sind auch die im Expeditionsschrifttum in dieser Hinsicht immer wieder ausgesprochenen Klagen durchaus berechtigt. Vier Monate sind jedoch, so glauben wir, kein allzu langer Zeitraum, wenn man die besonderen Umstände und erheblichen Schwierigkeiten ins Auge faßt, unter denen die Vertragsverhandlungen stehen sollten.

Vorweg ist zu bemerken: Die ersten drei Monate sind nicht mit eigentlichen Verhandlungen d. h. mit der Festlegung des Vertragsinhaltes ausgefüllt, sondern der Kampf ging darum, ob die Japaner sich überhaupt zum Abschluß eines Vertrages bereitfinden lassen würden, bzw. ob der

\* Wir betonen nochmals, daß wir für die folgende Darstellung lediglich das Schrifttum der Expedition benutzen. Eine ausführliche, auf Akteneinsicht beruhende Arbeit über die Expedition gibt es unseres Wissens noch nicht. Wohl aber hat Siemers in seiner Arbeit „Japans Eingliederung in den Weltverkehr 1853—69“ ein kurzes Kapitel (S. 46/59) der Preußischen Expedition gewidmet und dafür die Japan- und Chinaakten des Auswärtigen Amtes, jetzt im Geheimen Staatsarchiv Berlin, als auch englische und amerikanische amtliche Schriftstücke eingesehen.

Gesandte sich mit dem Versprechen, man sei zwar grundsätzlich, aber nicht jetzt, sondern in einigen Jahren bereit, ein Abkommen zu schließen, überlisten lassen würde. Der Grund lag einfach darin, daß der japanischen Seite ein neuer Vertragsabschluß — sechs waren ja schon vorausgegangen — zu dieser Zeit ganz und gar unerwünscht sein mußte, zumal einem jeden neuen Vertrag Versprechungen der Japaner zufolge ein solcher mit der Schweiz und Belgien folgen mußte. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Tokugawashōgunat, dem Inhaber der Staatsgewalt, und seinen Gegnern, also dem Hof in Kyōto und einer Anzahl mächtiger Daimyō, darunter vor allem des aus Mito d. h. aus der weiteren Tokugawafamilie selbst, waren in vollem Gang. Und gerade die Frage der Einstellung zu den Fremden und der Öffnung des Landes überhaupt, von dem Shōgunat ganz richtig positiv beantwortet, war, wenn auch nicht der alleinige Grund der Gegensätze, so doch ein Programmpunkt, an dem sich die Geister schieden. Wohl hatte der Regierungschef des unmündigen Shōguns, Andō Nobumasa mit Namen, dessen Vorgänger übrigens die bisherigen Verträge mit den fremden Mächten abgeschlossen hatte und — soll ich sagen: dafür? — ein knappes halbes Jahr vor der Ankunft der Preußen ermordet worden war, das Heft noch in der Hand, aber er war keineswegs mehr überlegener Herr der Lage. Die geschichtliche Zeit des Shōgunats war, so können wir heute rückschauend sagen, abgelaufen. Die Zahl seiner Gegner trotz zeitweiliger glücklicher Gegenmaßnahmen wuchs, Parteihader, Haß, Abneigung, Unzufriedenheit erhoben ihr Haupt immer offener und lähmten die Entschluß- und Tatfreudigkeit der Regierung des Shōguns. Und nun noch einer weiteren fremden Macht die Tore öffnen? Die öffentliche Meinung Japans, so drückten sich die Unterhändler aus, ertrüge das nicht. Das müsse neue Unruhe und Gärung, neue Verwicklungen und — vergessen wir das nicht! — im Gefolge vermehrter Ausfuhr neue allgemeine Preissteigerungen bringen. Wir können das Widerstreben der Japaner gut verstehen.

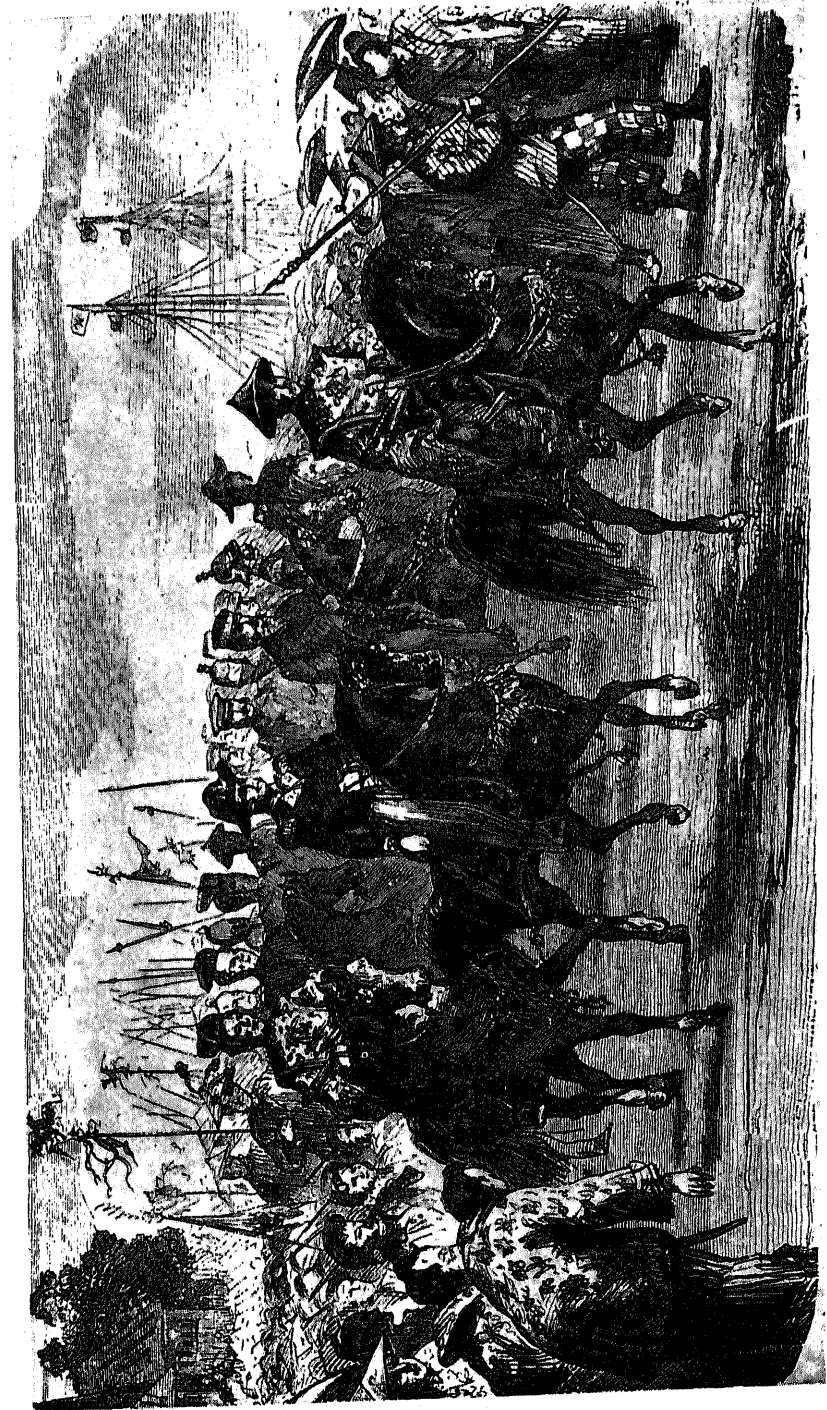
Die Frage ist nur: waren alle diese Dinge der deutschen Seite bekannt oder besser: bei ihrer Ankunft bekannt geworden? Denn niemand wird billigerweise erwarten können, daß die Gesandtschaft schon von Europa her ein festumrissenes Bild von der innerpolitischen Lage des Inselreiches mitgebracht hat. Ein solches zu gewinnen, war an Ort und Stelle selbst

schwierig genug und ist in voller Deutlichkeit und Klarheit wohl keinem der damals in Japan residierenden diplomatischen Vertreter Europas und selbst Amerikas gelungen. Natürlich gewahrten sie alle die Schwierigkeiten, mit denen das Shōgunat zu kämpfen hatte, sie fühlten auch, daß da etwas unter Umständen sehr Ernstes vor sich ging und daß das, um in der Terminologie der Zeit zu sprechen, mit dem Gegensatz zwischen dem weltlichen und geistlichen, dem Erbkaiser zu tun habe, aber im einzelnen wie im ganzen tappten sie dabei doch wohl alle im Dunkeln. Daraus resultiert, daß die Fremden manches für bösen Willen hielten, was sich für die japanische Regierung notwendigerweise aus den gespannten inneren Gegensätzen ergab. Ihre Unwissenheit in diesen Dingen gibt nicht nur Berg, sondern auch Brandt, der in seinen Erinnerungen eine im großen richtig gesehene, aber erst vierzig Jahre später niedergeschriebene Betrachtung der damaligen innerpolitischen Verhältnisse Japans einschiebt, selbst gern zu und bemerkt dabei, Feinfühligkeit und Fingerspitzengefühl des Diplomaten habe eben das ersetzen müssen, was ihm an tatsächlicher und intimer Kenntnis der Lage abgegangen sei, und eben das habe Eulenburg, sein Chef, in einem ganz außerordentlichen Maße besessen.

Darin geben wir Brandt recht. Graf Eulenburg verfügte in der Tat über alle Eigenschaften, die einen guten Diplomaten ausmachen. Und er war allein darauf angewiesen; denn er hatte die ausdrückliche Weisung mitbekommen, keine Gewalt oder bewaffnete Demonstration anzuwenden. Er besaß vor allem das nötige Anpassungsgeschick und hat sich schnell in die richtige Verhandlungsart mit Japanern hineingefunden. Er hat sich, um einmal näher darauf einzugehen, bei all den Wortstreitereien und unsinnigen Fassungen, die die Japaner mitunter aus Unkenntnis der praktischen Auswirkungen vorschlugen, in den Verhandlungen in eine unendliche Geduld und nie versagende gleichmäßige Freundlichkeit gefaßt, er hat in kleinen Dingen, den Japanern als ein Opfer hingestellt, nachgegeben, in großen und für ihn wesentlichen dagegen eine geradezu bewunderungswürdige Hartnäckigkeit gezeigt. Er heuchelte wenig Interesse, wenn die Verhandlungen schleppend wurden, richtete sich aber dafür in aller Öffentlichkeit auf ein umso längeres, den Japanern desto unangenehmeres Bleiben in Edo ein. Vor allem jedoch: er bevorzugte den indirekten Weg statt des direkten und benutzte die ihm bereitwillig

angebotene Vermittlung der anderen fremden Diplomaten, ganz besonders des amerikanischen Konsuls Harris, der bei den Japanern sehr gut angeschrieben war und von seiner Regierung ausdrücklich Weisung hatte, Preußen behilflich zu sein. Diplomatische Noten und Verhandlungen habe es, so konnte Eulenburg nach Hause schreiben, nicht allzu viel zwischen ihm und den Japanern gegeben, aber der indirekte Verkehr sei niemals abgerissen. Es sei hinzugefügt, daß sich in jenen Jahren und auch noch später, von einigen Seitensprüngen abgesehen, die im Land akkreditierten Diplomaten zu einander hielten und ihre Interessen nach vorangegangener Beratung gemeinsam wahrnahmen.

Nachdem sich aber nun einmal die Japaner zu einem Vertragsabschluß herbeigelassen hatten, gingen die Verhandlungen sehr schnell vorwärts. Verschiedene Umstände haben die Sinnesänderung der Japaner bewirkt. Es sprechen da mit die Nachricht von den englischen und französischen Siegen in China, die Rückkehr einer japanischen Gesandtschaft aus den Vereinigten Staaten und im Zusammenhang damit die Ankunft einer größeren amerikanischen Gruppe wie die weiterer amerikanischer und englischer Kriegsschiffe und eines preußischen Schiffes, eben der „Elbe“, am 3. Dezember. Entscheidend aber war sicherlich das geschickte Auftreten Eulenburgs, der sich im Hinblick auf die Meistbegünstigungsklausel ohne Bedenken, aber zur großen Genugtuung der Japaner bereit erklären konnte, auf die Öffnung von Niigata und Hyôgo für den Handel und Tôkyô und Osaka für fremde Residenten zu verzichten, d. h. eben auf die Öffnung jener Orte, deren vertragsmäßig mit anderen Mächten ausgemachte Aufmachung die Japaner mit allen Mitteln wieder rückgängig machen wollten. Die Textfassung bot keine Schwierigkeiten. Preußen wünschte ja nichts mehr, als was den anderen Staaten bereits zugestanden worden war, und so ist der, wie er offiziell heißt, „Freundschafts-, Handels- und Schiffsvertragsvertrag zwischen Japan und Preußen“, 23 Artikel umfassend, dem noch 9 spezielle Handelsbestimmungen angeschlossen sind, im ganzen eine Nachbildung bereits vorhandener Vertragsfassungen. Er enthält somit auch jene beiden Punkte, gegen die sich in den folgenden Jahrzehnten als unverträglich mit der japanischen Staatssouveränität der unausgesetzte Kampf der Japaner richtete: die eingeschränkte Gerichtshoheit und die ungünstigen Zollsätze.



Einzug der preussischen Gesandtschaft in Edo.

Aus Spieß: Die preussische Expedition.

Er führte für die Japaner erst Ende der 90er Jahre respektive noch später zu einem günstigen Abschluß. Eulenburgs Verhandlungen mit den japanischen Unterhändlern stockten also nur, da, wo der Text von diesem Muster abweichen mußte. Und das war namentlich in einem Punkte der Fall:

Graf Eulenburg hatte den Auftrag, neben Preußen auch für den deutschen Zollverein, für die Hansestädte und die beiden Mecklenburg mitabzuschließen. Das zu tun, weigerten sich die Japaner von Anfang an und beharrten trotz aller instruktiven Belehrungen des Gesandten über den Zollverein und die wirtschaftliche Stellung der deutschen Staaten zu einander auf ihrem Nein. Man kann sich unschwer vorstellen, wie gehörig die Japaner über die lange Reihe der im Vertragsentwurf angeführten Staaten und Stättchen — man denke: allein 5 Königreiche! — erschrocken sind. Mit allen diesen ihnen gänzlich unbekanntem staatlichen Existenzen, die wohl wirtschaftlich, aber nicht politisch ein Ganzes bildeten, in Handelsbeziehungen einzutreten, konnten sie bei der Lage im Land nicht verantworten.

Es ist aber auch denkbar, daß die Japaner genau wußten, was sie taten. Preußische Schiffe gab es nämlich damals, wie wir gleich sehen werden, in den ostasiatischen Gewässern nur sehr wenige, solche der Hansestädte und des Zollvereins hingegen sehr viele, und die Zulassung preußischer Schiffe nach Japan bot demnach für die Japaner kein allzu großes Wagnis. Ja, Werner, gestützt auf eine Äußerung des amerikanischen Konsuls in Hongkong geht noch einen Schritt weiter. Er führt das hartnäckige Verhalten der Japaner, nur mit Preußen abzuschließen, auf Zwischenspielerien, besser Einbläserien des amerikanischen Bevollmächtigten Harris zurück, der auf diese Weise die in den letzten fünf Jahren stetig angestiegene deutsche (hier: nichtpreußische) Schifffahrt und damit eine den Amerikanern unangenehme Konkurrenz hätte treffen wollen. Wir können uns dieser Version nicht anschließen. Sie wird nur von Werner vertreten und nirgendswoanders, und insbesondere finden wir bei Eulenburg selbst, der von Harris nur gut und weit öfter als von den anderen fremden Diplomaten spricht, kein Wort und keine Andeutung darüber. Ganz im Gegenteil! Auf Eulenburgs ausdrücklichen und warm unterstützten Antrag bekam Harris nur wenig später für seine geleisteten



Vermittlerdienste einen hohen preußischen Orden.\* Der Seemann Werner, dem deutsche Seefahrtsinteressen sehr am Herzen liegen, versorgt uns bei dieser Gelegenheit mit Angaben über den damaligen deutschen Schiffsverkehr in den ostasiatischen Gewässern und nennt dabei Zahlen, die demjenigen, der sich nie mit diesen Dingen befaßt hat, ohne Zweifel unerwartet kommen. Werner erzählt z. B. von Hongkong, daß dort vom Januar bis September 1860 nicht weniger als 93 hanseatische Schiffe mit rund 40 000 Tonnen eingelaufen seien. Ferner habe man für den Rest des Jahres noch 55 andere deutsche Schiffe erwartet. Auf der Rhede von Taku/Tientsin zählte er im Mai 1861 25 Schiffe, darunter 19 deutsche, d. h. 15 Hamburger und 4 Bremer. Auch an der noch sehr jungen chinesischen Küsten- und Flußschiffahrt waren deutsche Schiffe stark beteiligt.

Wie gesagt, Eulenburg mußte in Sachen des Zollvereins nachgeben, gegen die Zusicherung jedoch, daß Japan die im Lande bereits ansässigen Preußen bis zum Inkrafttreten des Vertrages im Januar 1863 zu dulden habe und den anderen deutschen Kaufleuten zur Ordnung ihrer Geschäfte eine angemessene Aufenthaltsfrist bewillige. So konnten in Zukunft nur preußische Schiffe den Handel mit Japan übernehmen, und Deutsche in Japan mußten sich als Preußen ausgeben (was sie denn auch taten) bzw. wenigstens Agenten von Handelshäusern einer vertragsberechtigten Nation sein. Nachdem der — sagen wir — „Berufsschmerz“ über das Nachgeben einmal überwunden war, waren die Missionsteilnehmer und auch der Nichtpreuße Spiess über diese Wendung der Dinge nicht allzu böse. Bedeutete das Ganze doch eine gewaltige Stärkung des preußischen Ansehens d. h. des einzigen deutschen Staates, der in der Lage war, dieses Ansehen auch machtmäßig und damit überhaupt zu halten. Ein Nachteil — und auch kein allzu großer — erwuchs allein der nichtpreußischen Schiffahrt. Aber hier war man sogleich der Ansicht, es werde über kurz oder lang dahin kommen, daß sich der Zollverein in Übersee durch eine gemeinsame, also etwa die preußische Flagge vertreten lassen müsse.

\* Auch Siemefs, a.a.O. S. 46 ff kommt an Hand der amtlichen Unterlagen zu demselben günstigen Urteil über das Verhalten von Harris zu den Preußen. Das amtliche Berlin freilich war, wie Siemefs, a.a.O. S. 54 aus den Japanakten des Auswärtigen Amtes nachweist, über die Beschränkung des Vertrages auf Preußen sehr enttäuscht und hat das auch den Gesandten deutlich merken lassen.

Im nahen China gelang es ein halbes Jahr später ohne weiteres, den Zollverein, die Hansestädte und die beiden Mecklenburg mit in den Vertrag einzubeziehen, ebenso in Siam. Hier hatten die Hansestädte bereits gesonderte Abmachungen.

Das war es, was Graf Eulenburg erlangt hatte, und wir meinen, es genüge, um von einem namhaften diplomatischen Erfolg zu sprechen, mögen sich auch in der Heimat vereinzelt Stimmen hervorgewagt haben, die das bestritten. Es ist sogar, so schreibt Maron vor 1863, der törichte Vorwurf erhoben worden, der Vertrag sei null und nichtig, da der Shôgun ein Usurpator und nicht das gesetzliche Haupt Japans sei.

Trug Graf Eulenburg als Chef der Gesandtschaft die Bürde der Verantwortung für die Durchsetzung der Missionsaufgabe allein, so konnte er eine andere, eine ebenso starke seelische Belastung und Spannung mit seinem gesamten Gefolge teilen, und zwar in doppelter Hinsicht. Wir meinen einmal die zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit drohende Gefahr, von Zweischwerterleuten angegriffen und in Stücke gehauen zu werden, und zum andern das je länger, desto mehr irritierende Gefühl, in seiner Freiheit beschnitten und ein Gefangener zu sein, das durch die ständige Bewachung und Begleitung durch bestellte Aufpasser und infolge der sonstigen Beschränkung sich unbedingt einstellen mußte. Vor allem gegen Ende des Jahres 1860 wächst die Bedrohung, auf der Straße und auf Spazierritten angefallen zu werden. Im Januar 1861 machte sogar die Regierung allen Gesandtschaften die offizielle Mitteilung, daß mehrere hundert herrenlose Samurais, sogenannte Rônins, eine Niedermetzlung aller Fremden planten.\* Man setzte sich daher in einen förmlichen Verteidigungszustand. Auch die Reisepläne der Kriegsschiffe wurden wieder abgeändert. Eine solche Vorsicht war sehr am Platze, wenn auch die japanische Regierung ein gewisses Interesse daran haben mußte, die Dinge übertrieben darzustellen. Am 15. Januar abends erfolgte dann die Ermordung des Holländers Heusken, und zwar auf seinem Heimweg von der preußischen Gesandtschaft. Das war ein außerordentlich schwerer Schlag für die Deutschen. Keineswegs nur deshalb, weil Heusken, im Dienste des amerikanischen Konsuls Harris stehend, seit Jahren in Japan und mit

\* Es sei hier angemerkt, daß auch jeder Japaner, der irgendwelche Sympathien für die Fremden und für Fremdes überhaupt zeigte, Gefahr lief, auf der Straße niedergehauen zu werden. Vgl. die Erinnerungen von Fukuzawa, Heco u.a.

japanischen Verhältnissen in einzigartiger Weise vertraut, dem Grafen als Dolmetscher (er sprach auch gut japanisch) in den Verhandlungen wertvolle Dienste leistete, sondern in erster Linie deshalb, weil dieser Heusken, ein Mann Ende der Zwanzig, sich in ganz kurzer Zeit die Sympathien und die Freundschaft aller Missionsmitglieder erworben hatte und er sich wiederum im Kreise der Deutschen besonders wohl fühlte. Es ist rührend zu lesen, welche warmen und herzlichen Worte die Verfasser unserer Quellen für Heusken finden. Eulenburg nennt ihn „unseren Freund und Gefährten mit dem besten Herzen von der Welt“, Richthofen in seinem Tagebuch „durch seine Harmonie ein wahres Vorbild, einen ganz und gar vortrefflichen Charakter“ und Brandt stellt fest: „Er war uns mehr als ein Gefährte, er war uns ein Freund geworden“, und ähnlich äußern sich alle andern. Das Tatmotiv war natürlich nicht eindeutig auszumachen. Irgendein Privatracheakt eines Japaners konnte wohl kaum vorliegen. Dazu war Heusken unter diesen zu beliebt. Es konnte sich ebenso gut um die Tat eines betrunkenen Rônin handeln, der zufällig seinen Weg kreuzte, als auch um einen planmäßigen Überfall. Die Täter wurden nicht gefasst. Kam dieser Mord der Regierung etwa gerade recht, um die Fremden einzuschüchtern und sie aus Edo zu vertreiben? Die Preußen z. B. auf ihre Schiffe? So oder so! Der Schmerz um Heusken war bei allen Fremden echt, die Erbitterung und der Ingrimm auf die Japaner dementsprechend groß. Und so fiel die Waffe, die die Fremden treffen sollte, doch auch wieder ins Lager der Japaner zurück. Denn einmal war Heusken ein aufrichtiger Freund der Japaner und der gegebene Interpret japanischen Wesens und japanischer Art, und diesen Fürsprecher hatten sie nun verloren. Zum andern sind von da ab auch die Missionsmitglieder, die bisher, wo es nur anging, — und sie traten damit der Ansicht von Townsend Harris und Heusken selbst bei — für die Handlungsweise und Schwierigkeiten der japanischen Machthaber Erklärungen wußten und Verständnis dafür aufbrachten (und das gilt insbesondere für Richthofen), von jetzt ab im Lager derjenigen zu finden, die von Anfang an alle diese Dinge mehr oder weniger als Vorwand und die Verschwörungen und Morde als abgekartetes Spiel mit der Regierung ansahen. Heuskens feierliches, trotz dringenden Abratens mit der Hand am Waffenabzug durchgeführtes Begräbnis, bei dem die

Regierung merkwürdigerweise keine besonderen Schutzmaßnahmen getroffen hatte, kann man als eine feste Demonstration der fremden Mächte auffassen, die Öffnung des Landes und die ordnungsgemäße Durchführung der Verträge unter allen Umständen zu erzwingen.

Der andere Unbehagen und Unmut erzeugende Umstand betraf die Überwachung und Begleitung durch Yakunin, also Beamte im Samurairang, denen die Missionsmitglieder wie alle Fremden in Edo ständig ausgesetzt waren. Das führt uns zu dem Leben und Treiben der Gesandtschaft in Edo überhaupt. Sie waren in einem nicht sehr weitläufigen Yashiki in der Nähe des heutigen Shibaparkes untergebracht. Die Anlage, die, wie Ohrt zu berichten weiß, schon lange vor 1910 nicht mehr bestanden hat, war von den Japanern geradezu als eine Art Gästehaus für fremde Diplomaten gedacht, war aber völlig japanisch aufgezogen und wurde mit Schiffs- und sonstigen zur Verfügung stehenden Möbeln einigermaßen für Europäer wohnlich eingerichtet. Bedeutende Schwierigkeiten bereitete die Verpflegungsfrage. Und zwar nicht nur deshalb, weil Graf Eulenburg oft und gern dankbare Gäste von den Schiffen oder fremde Diplomaten bei sich sah (was den ersteren allein ermöglichte, sich in Edo umzusehen) und es sich deshalb stets um eine stattliche Schar hungriger Magen handelte, sondern auch vornehmlich deswegen, weil die Beschaffung der notwendigsten Nahrungsmittel umständlich und kostspielig war. Teils mußten sie, wie etwa Frischfleisch, auf dem Wasserwege von Yokohama, teils, wie Konserven und andere Dinge, von den Schiffen herangeholt werden. Außerdem war es nur bestimmten Kaufleuten gestattet, die Fremden zu beliefern. So zogen zwar an den preussischen Schiffen jeden Tag Hunderte prall gefüllter Fischerkähne vorbei, aber keiner durfte auch nur einen Fisch an die doch ziemlich weit draußen vor Anker liegenden Preußen verkaufen. Japanisches Essen schmeckte den Deutschen ebenso wenig wie Sake, der mit schlechtem Ungarnwein verglichen wird. Uns vertraute Spezialitäten des japanischen Essens werden nicht erwähnt. Häufige Feuersbrünste in der Nachbarschaft erschrecken, geben aber zugleich Gelegenheit, die Schnelligkeit und zweckmäßige Löscharbeit der japanischen Feuerwehr bei allem Übereifer zu loben. Und Erdbeben? Nun, man machte dieselbe Erfahrung, die wir wohl alle auch durchgemacht haben. Fand man sie im Anfang interessant und höchst

belustigend, so machten sie bald nervös, und jeder suchte bei Wiederholungen, einer immer schneller als der andere, das Freie zu gewinnen. Eine willkommene und täglich geübte Abwechslung boten die Ausritte, die bisweilen in kleinen Gruppen unternommen wurden, bisweilen aber auch alle gemeinsam unternahmen, so daß mit den begleitenden Japanern — mindestens zwei auf einen Europäer — ziemlich große Kavalkaden herauskamen, die beträchtliches Aufsehen erregen mußten. Diese Ausritte durften eine gewisse Grenze nicht überschreiten, machten aber doch die Deutschen unter der sachkundigen Führung von Heusken mit Edo selbst und seiner näheren Umgebung in Richtung Yokohama ziemlich bekannt.

Edo, die Stadt als solche, enttäuschte; ihre Turmlosigkeit, die Einförmigkeit der Straßen und die hölzernen Bauten, besonders auch in den aristokratischen Vierteln erregten Verwunderung und Mitleid, ihre Ausdehnung und Sauberkeit allein imponierte. Was machte das? Die Schönheit der japanischen Natur entschädigte reichlich, überreichlich. Die japanische Landschaft ist überhaupt einer der stärksten Eindrücke, die die Mission mit in die Heimat bringt. Ihr Lob singen alle, der Diplomat wie der Wissenschaftler, der Kaufmann wie der Pfarrer und Seeoffizier. Der kühle Eulenburg berichtet z. B. von Spaziergängen in Nagasaki, die ihn angesichts von Berg und Meer, von Herbst und Fülle in förmliche Ekstase versetzt hätten. Der weitgereiste Wichura spricht der Szenerie in der Indandsee Einmaligkeit zu. Es wird uns dabei nicht überraschen, daß bei diesem Erlebnis, soweit es sich um das Gelände um Edo und Yokohama handelt, zumal im Herbst, bei aller Eigentümlichkeit nicht das Trennende, sondern gerade das Verbindende mit der deutschen Landschaft besonders empfunden wird. Richthofen faßt das so zusammen: „Es ist für uns eine vollkommen heimische Gegend. Wir atmen heimatliche Luft“. Später in den trostlosen Ebenen um Tientsin und Peking sollte das der Grund zu einem regelrechten Heimweh nach Japan werden. Bei dieser Gelegenheit fallen auch die seitdem so oft wiederholten Worte vom Garten- und Parkcharakter der japanischen Landschaft. Es ist wiederum Richthofen, der das Entscheidende sieht: Die Auflösung der japanischen Landschaft in Miniaturformen und unzählige Einzelbilder, die den Blick nicht schweifen lassen, sondern fangen und den Beschauer heiter und froh stimmen, freilich auch einer zusammenfassenden Beschreibung durch die

Feder widerstreben.

Es waren dabei gerade diese nicht zuletzt der Erholung und körperlichen Bewegung dienenden Ausritte, auf denen die Begleitung der Yakunin lästig empfunden wurde. Allerdings nur in Edo. In Yokohama und Nagasaki wurden die Fremden in dieser Hinsicht nicht behelligt. Nun kann man die japanische Regierung wegen dieser Einrichtung sicherlich nicht tadeln. Sie hatte bei der Unvertrautheit der Fremden mit dem Land auch für diese ihre guten Seiten. Aber bei ernstlichen Überfällen und Angriffen auf die Fremden haben diese von der Regierung bestellten Beamten — es handelte sich um Samurai — versagt und so gezeigt, daß sie weniger zum Schutz als vielmehr zur Überwachung und Beobachtung der Fremden eingesetzt waren. Sie waren zugleich Spione der Regierung.\* Ihr Dienst selbst mußte sie in gewisse innere Konflikte stürzen. Gehörten sie denn nicht einem Stand an, dessen Ansehen und Würde durch die Fremden untergraben wurde? Waren diese Vertreter fremder Staaten oder, was noch bedenklicher war, Kaufleute und standen somit auf der Stufenleiter der japanischen Feudalhierarchie zutiefst, in keinem Falle zollten sie der Herrschicht des Staates, also Daimyô und Samurai, in althergebrachter Weise Achtung und Respekt. Es fiel keinem Fremden ein, am Rande der Straße in demütiger Stellung zu verharren oder sich in eine Nebengasse abdrängen zu lassen, wenn ein hoher Lehnsfürst vorübergetragen wurde. Das mußte den Stolz der Samurai treffen, ihre Erbitterung wachrufen, sie mit bösen Ahnungen erfüllen und nicht zuletzt dem eigenen Volk ein schlechtes Beispiel geben. Aus dieser Situation heraus sind sehr viele, wenn nicht die meisten der Mordfälle auf Fremde geschehen.

Allerdings: noch nicht einmal zehn Jahre später sollte, geleitet von der Notwendigkeit der Stunde, eben dieser etwa eine halbe Million umfassende Stand der Samurai bereitwillig die Hauptlast eines in der Geschichte fast beispiellosen Staatsumbaus übernehmen. Diesem Umstand und dem Empfinden jenes Standes in den ersten Jahren Meiji Rechnung zu tragen, war somit ein Gebot der Klugheit. Der deutsche Geschäftsträger Brandt hat es befolgt, indem er, als 1871 zwei deutsche Ärzte von den

\* Wir weisen hier zur objektiveren Beurteilung der Dinge darauf hin, daß auch ein Japaner in offizieller Stellung und Mission niemals allein ausgehen und auftreten durfte.

Japanern aus Deutschland für den Aufbau einer modernen Heilkunde geholt wurden, auf Leuten in Uniform, auf Militärärzten, bestand. Es muß, um wieder zurück zum Thema zu kommen, festgestellt werden, daß die hier in Frage stehenden Yakunin mit den Deutschen gut ausgekommen sind, ja sogar, wie öfter bezeugt ist, bald eine gewisse Anhänglichkeit zur Schau trugen. Und das alles, obwohl die Deutschen vom ersten Tag an ihnen gegenüber einen festen Standpunkt einnahmen und sich ihren Ansprüchen nur insoweit beugten, als es ihnen ihre eigne Überlegung und ihr eigener Takt geboten. In keinem Falle ist es jedoch zu einer unwürdigen Behandlung, etwa zu Fußtritten u. ä. gekommen, die die gleichzeitig im Hafen liegende amerikanische Gesellschaft, von ihrer Heimat her an polizeiliche Bevormundung kaum gewöhnt, an die Yakunin mitunter ausgeteilt haben soll. Graf Eulenburg hat ihnen zum Abschied eine große Freude gemacht. Er hat auch ihnen, wie er überhaupt in diesem Punkt außerordentlich freigebig war, Geschenke überreichen lassen, und zwar bezeichnenderweise alte preußische Kavallerie- und Infantriesäbel.

Diese ständigen japanischen Begleiter der Missionsmitglieder, aus deren Verhalten und Benehmen unter sich und zu den Fremden die Deutschen naturgemäß geneigt waren, Schlüsse auf das ganze japanische Volk zu ziehen, führen uns zu der Frage der Beurteilung des japanischen Volkes im allgemeinen und des japanischen Menschen im speziellen durch die Missionsmitglieder. Es liegen dazu in unserem Schrifttum eine Menge Äußerungen vor. Sie verdienen insofern Beachtung, als es ja das erste Mal ist, daß Deutsche — und wir können sagen, daß Ausländer — in immerhin bemerkenswerter Zahl auf längere Zeit sich täglich in der japanischen Hauptstadt aufhalten durften. Es fällt dabei auf, daß diese Urteile im groben unter sich übereinstimmen, und zum zweiten, daß sie von dem, was später die Meijideutschen und schließlich auch wir heute über die Materie zu sagen haben, garnicht so sehr differieren. Es hängt das damit zusammen, daß man natürlich alles, was man beobachtete und erlebte, unter sich besprach und austauschte und so in großen Linien eine einheitliche Meinungsbildung entstand. Außerdem war man natürlich vertraut mit dem, was bisher überhaupt über Japan und die Japaner veröffentlicht worden war. Daß man zudem seine Meinung an der anderer Japankenner, mit denen man zusammenkam, korrigierte, z. B. an der von

Heusken, auf den sich Berg in seinen Büchern wiederholt beruft, ist ebenso selbstverständlich. Bei dem Aufenthalt in Nagasaki hat übrigens Graf Eulenburg auch mit Siebold kurze förmliche Besuche ausgetauscht. Auch Wichura ist mit ihm in Berührung gekommen.

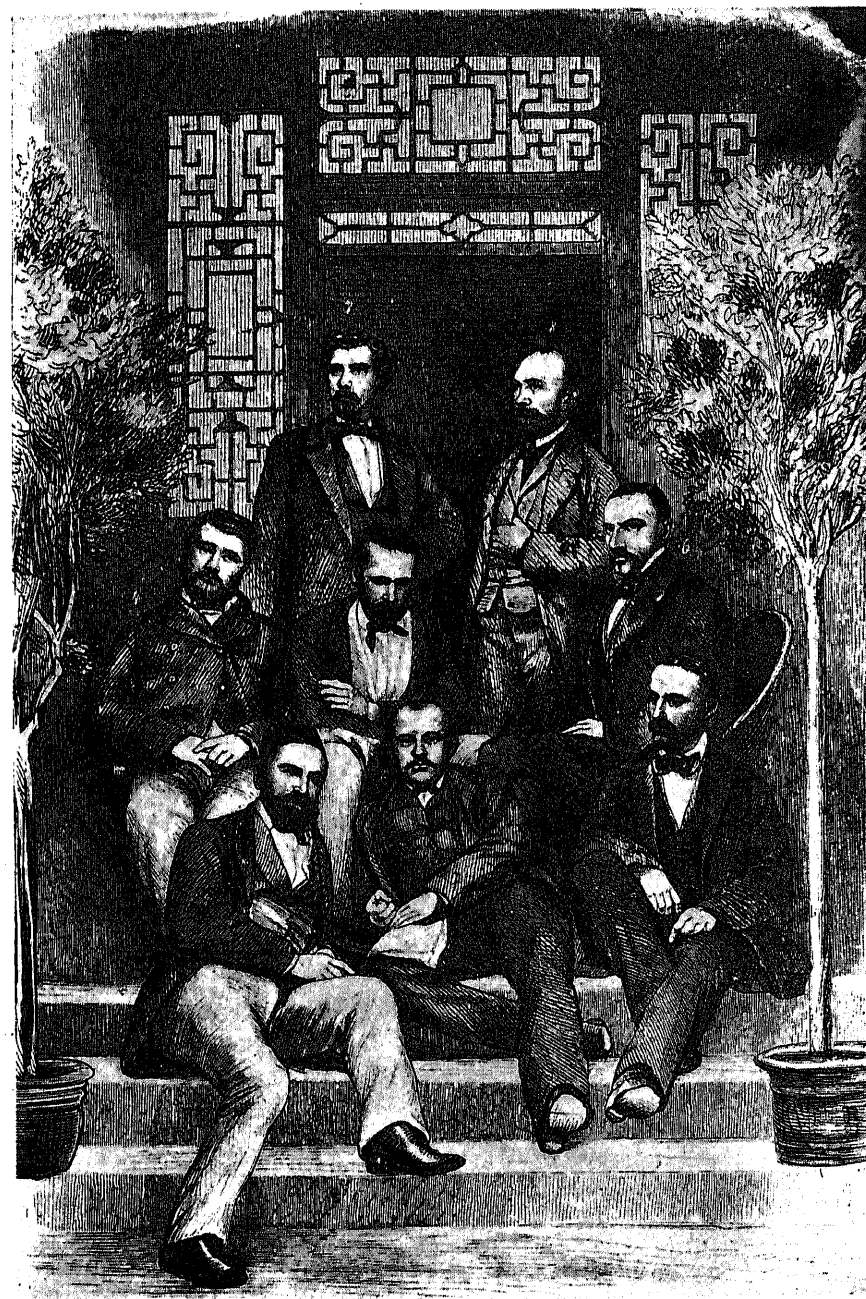
Nun waren natürlich die Yakunin nicht die einzigen, an denen man solche Studien machen konnte. Es kamen ganz besonders die höheren Beamten hinzu, mit denen die Verhandlungen gepflogen wurden, und es kamen die Kaufleute und unter ihnen die Kuriohändler hinzu, die trotz ihrer hohen Preise gern gesehene Leute waren, und schließlich das Volk auf der Straße. Es fehlt die hohe Adelsklasse mit dem allerdings erst 15jährigen Shôgun an der Spitze, der sich, obwohl wiederholt darum gebeten, unter Angabe fadenscheiniger Gründe zu keiner Audienz herabließ. Auch den leitenden Minister des Shôgun, Andô Nobumasa hat Eulenburg sehr selten, wohl nur zweimal, persönlich gesprochen.

Der gegebene Ausgangspunkt einer Betrachtung des Japaners ist in unserem Falle der Vergleich mit dem Chinesen. Unsere Gewährsleute haben ihn alle gezogen. Er fällt — man beachte das wohl! — zugunsten des Japaners aus. Wenn auch, so lesen wir, auf den ersten Anblick Japaner und Chinesen zusammenzugehören scheinen, so trüge eben dieser. Wenn überhaupt, so müsse die Abzweigung von den Chinesen in den ersten Tagen der Weltgeschichte geschehen sein. Südländischer Einschlag wird sogleich, so etwa von Richthofen an der Bauart der Häuser, erfaßt. Werner stellt eine eigenartige Behauptung auf. Nach ihm besteht nicht nur im Äußeren, sondern auch in gewissen innerlichen Eigenschaften eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen den nordamerikanischen Indianern und den höheren Schichten der Japaner, die sich in Japan ja scharf, viel schärfer als in anderen Ländern, in den körperlichen Formen von den niederen unterscheiden, eine Beobachtung, die ja auch später wiederholt den Ausgangspunkt für Herkunfts- und Abstammungstheorien der Japaner abgegeben hat. Sollten sie etwa von Amerika übers Meer gekommen sein? Denn daß die Japaner vor der Absperrung tüchtige und verwegene Seefahrer waren, steht für ihn fest. Sie werden dabei von niemandem als körperlich kräftiger und stattlicher Menschenschlag angesehen, wohl aber als gesunder, zäher und wohlgeformter. Insbesondere wird die Schönheit und Anmut der Frauen in unserer Literatur hervorgehoben. Maron ergeht

sich, wie schon angedeutet, in Geistreicheleien über all diese Dinge und sucht auf jeden Fall zwischen Außen und Innen, zwischen Aussehen und Volkscharakter Verbindungen herzustellen. So lesen wir z. B. bei ihm: „Die Stirnen der Japaner sind große, leere Flächen. Die Industrie des Gedankens hat noch keine Schöpfungen darauf verzeichnet, die sich allmählig dem Schädelknochen imprägniert hätten.“ Oder: „Ihre Haltung ist etwas gebückt, der Kopf leise vorgebeugt wie bei Menschen, die vorsichtig Auge und Ohr ihrem Weg voraussenden. Die Nase der Japaner ist ohne Feinheit, ohne Bewegung, ohne Beschäftigung. Der Mund ist das Schönste im ganzen Gesicht. Er ist beherrscht und unter ständiger Kontrolle und steht sichtbar in feinsten Wechselbeziehung zum Auge, welches die Vorhut bildet.“ Man höre, was er schließlich über das Auge des Japaners zu bemerken weiß: „Es ist groß, rund, glänzend, aber stumm. In seine schwarzbraune Nacht versinken die Bilder alles dessen, was um ihn ist. Aber es strahlt nichts wieder heraus. Es ist lediglich rezeptiv.“

Der Gesamteindruck, den die Deutschen von den inneren Anlagen des japanischen Volkes mit nach Hause nehmen, ist ebenfalls nachhaltig. Werner macht sich zum Sprecher für alle, wenn er schreibt: „Die Japaner sind das liebenswürdigste, freundlichste, wohlherzogenste und höflichste Volk.“\* Betont wird — wie sollte es anders sein? — ihr Fleiß und ihre Betriebsamkeit, ihr Sinn für Würde und Schicklichkeit, für Ehre und nationalen Stolz, für Häuslichkeit und Familie und, besonders ihr Verhältnis zu den Kindern. Daß die Kinder fast niemals gestraft werden und gestraft zu werden brauchen, erregt Interesse genug. Der Unterhändler Sakai erzählt bei Danziger Goldwasser und Schinkenbrot (von denen nicht wenige in den weiten Falten seines Kimonos verschwinden) dem erstaunten Grafen Eulenburg, daß eine schwere Strafe für Kinder der Samuraiklasse darin bestehe, daß man sie eine Weile mit dem Schwert an der Seite niederknien lasse. Maron fällt dabei sogleich der schroffe Gegensatz auf, der zwischen der Erziehung der Kinder durch die Eltern und der Erziehung der Untertanen durch den Staat besteht. „Hier“, so lesen wir bei ihm, „blindes, stupides Gehorchen, für jede Übertretung der Tod, dort (bei den Kindern) sanftmütiges, unerschöpfliches, geduldiges

\* Fast ebenso urteilte schon 300 Jahre vorher der Missionar Franz Xaver über die Japaner.



Mitglieder der Expedition

(nach einer in Tientsin aufgenommenen Photographie).

1. Dr. Lucius. 2. Attaché Graf zu Eulenburg. 3. Attaché Dr. von Bunsen.
4. Wilhelm Heine. 5. Attaché von Brandt. 6. Gesandter Graf zu Eulenburg.
7. August Spieß. 8. August Berg.

Aus Spieß: Die preussische Expedition nach Ostasien.

Überreden und Überzeugen, fast niemals Strafen oder doch wenigstens die denkbar mildeste.“ Und resigniert fügt er hinzu, daß die bei uns in Deutschland auf eine solche Weise erzogenen Kinder ganz besonders unartige, eigensinnige und wenig liebenswürdige Exemplare seien. Die japanische Erziehungsmethode aber hat den entgegengesetzten Erfolg. Das Kind verliert zeitig das Kindliche. Der Straßenjunge fehlt. „Kinder von 12 Jahren“, sagt Werner, „benahmen sich klug und gesetzt wie erwachsene Menschen.“ Wie weit aber spielt hier neben der Erziehung und den erworbenen Eigenschaften die erbliche Anlage eine Rolle? Wir finden über diese Kernfrage in unserer Literatur wenig Aufschluß. Nur Maron bringt den Vergleich vom vulkanischen Charakter auf vulkanischer Erde. Eine richtige Beantwortung setzt eine intime Kenntnis der Japaner und ihrer Geschichte voraus. Beides war nicht der Fall. Freilich, Widersprüche im japanischen Charakter werden gesehen, und bei alledem stoßen wir auf Klagen über Lügenhaftigkeit und Verstellungskunst, über Unzuverlässigkeit, über Mißtrauen allem und jedem gegenüber, über plumpe Zudringlichkeit und Neugier. „Eidechsen gleich schlüpfen sie mit dem Notizbuch in der Hand durch alle Winkel des Schiffes“, sagt Richthofen, fährt aber fort: „das alles ist in Komplimente, Umschweife und Rücksichten eingebunden und gemildert.“ Auch Wichura empfindet die Neugier nicht als lästig. Entscheidend jedoch ist, daß man das ausspricht in Sonderheit für die Beamten, mit denen man verhandelte oder sonstwie zusammenkam, und die, wie sich jeder selbst sagen mußte, gewissermaßen beruflich dazu gezwungen bzw. durch die herrschenden Regierungsformen und -weisen dazu erzogen waren. Eulenburg urteilt z. B. über die Unterhändler, deren Interesse an politischen Vorgängen in der Welt er im Gegensatz zu der Stumpfheit der chinesischen Beamten hervorhebt, und die ihm alle möglichen (auch verfänglichen) Auskünfte über Land und Leute geben sollen und in ihrer Verlegenheit eine Menge unsinniges Zeug vorbringen, so: „Sie besinnen sich nicht, sie sprechen munter darauf los, widersprechen sich und lügen wie gedruckt.“ Mit gleicher Gültigkeit wird das aber — und Brandt und Richthofen tun das ausdrücklich — nicht für das Volk und die breite Masse behauptet. Für ihre Zurückhaltung, ihr ruhiges, anständiges Aufführen, ihr herzliches Lachen, ihr Gefühl für Selbstachtung und ihre Formen des Umgangs — und das alles auch den Fremden gegen-

über — findet man genügend lobende Worte, wie freilich für die Umständlichkeit und Weitschweifigkeit mißbilligende.

Dabei beobachtet man überall die Freude am Tätigsein und den Trieb zu höherer Bildung. Sogar die Erholung ist sehr oft eine tätige. Wo sonst in Asien finden wir das? „Selbst unsere liederlichen Pferdeknecchte, die bettos, spielten Schach in den Ställen“, stellt Berg fest. Es ist überhaupt eine in unserem Schrifttum wiederholt ausgesprochene und noch heute gültige Beobachtung, daß die Japaner Freude an solchen Spielen haben, die geistige Gewandtheit und Anstrengung erfordern und dementsprechend die mannigfaltigsten Kinderspiele, wie Kreisel-, Versetz- und Geschicklichkeitsspiele entwickelt haben. „Es würde“, sagt Berg, „die Mühe und Kosten reichlich lohnen, eine Ladung solcher japanischer Spielzeuge nach Europa zu schicken.“ Am erstaunlichsten finden unsere Gewährsleute die weite Verbreitung der Kunst des Lesens und Schreibens. „Die Dienstmädchen“, äußert Werner einmal, (und wie stimmt das heute noch!) „benützen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überraschte uns durch sein Verständnis des Lesens und Schreibens. Welches Land der Welt — (wir schreiben das Jahr 1860!) — kann dies von sich sagen?“

Wir können also festhalten: Die Japaner sind nach unseren Zeugnissen ein ebenso begabtes wie bildungsfähiges Volk, sie besitzen Denkfähigkeiten, schnelle Auffassungs- und Einfühlungsgabe, besonders beim Vorliegen einer konkreten Materie, und Wiß- und Lernbegierde. Die Deutschen stoßen dabei z. B. in medizinischen Dingen auf mehr abendländisches Wissen, als sie erwartet hatten. Das fiel ihnen besonders im Umgang mit den Japanern in Nagasaki auf, wo die Expedition auf ihrem Wege nach und von China zweimal rund eine Woche weilte. Berg stellt ihnen ein bezeichnendes Lob aus: „Japan,“ so sagt er, „hat sich in seiner Absperrung mehr europäisches Wissen angeeignet als irgendein asiatisches Volk im freien Umgang mit dem Westen.“ Und besonders zu China war der Gegensatz greifbar, China, wo der Hochmut, das einzig gebildete Volk auf dem Erdenrund zu sein, jeden Fortschritt in dieser Hinsicht gehindert hat. Der Attaché Brandt erhielt einen Beweis davon. Die Japaner brachten ihm eine Abschrift des wohl auf dem Umweg über das Holländische ins Japanische übertragenen Buches seines Vaters „Die Taktik

der drei Waffen“ als Geschenk. Der Verkehr mit den Japanern, vor allem in den Verhandlungen, vollzog sich über die holländische Sprache, z. gr. T. also über doppeltes Dolmetschen. Es standen von japanischer Seite gute und viele Dolmetscher zur Verfügung, wenigstens werden in dieser Beziehung, abgesehen von solchen über die Umständlichkeit der Übertragungen, keine Klagen laut. Spiess und Berg erzählen, daß daneben auch schon die englische Sprache eine Rolle gespielt habe und in Zukunft wohl noch mehr spielen werde. Natürlich schnappten die Japaner wie die Deutschen gegenseitig ein paar Brocken ihrer Sprache auf, und die Deutschen werden bald begrüßt mit „Guten Tag, wohin gehen Sie?“ Übrigens ließen sich die Japaner nur schwer von ihrer Forderung abbringen, im Vertragstext statt deutscher Sprache preußische zu setzen.

Lassen Sie mich bei diesem Punkt einen Augenblick verweilen. Es wird sich nämlich sogleich zeigen, daß die Expedition wohl nicht das erste Studium überhaupt, sicherlich aber das erste systematische Studium der deutschen Sprache in Japan nach sich gezogen hat. Wir hatten schon davon gesprochen, daß Eulenburg außerordentlich geber und geschenkfreudig war. Und er konnte das sein. Denn er war in der Tat mit Geschenken für alle Fälle und alle Möglichkeiten versehen. Das Transportschiff „Elbe“ hatte sowohl umfangreiche und wertvolle Geschenke für den Shōgun und seine Minister geladen als auch eine Masse Uniform- und andere blitzende Knöpfe für die Straßenjungen und — um das ja nicht zu vergessen! — auch Haarnadeln für die Teehausmädchen. Nun befand sich unter den Staatsgeschenken auch ein damals gebräuchlicher Telegraphenapparat Siemensscher Bauart. Die japanische Regierung, beauftragte zwei Gelehrte, die Handhabung des Apparates und insbesondere das Begleitbüchlein zu studieren. Das erzählt uns Richthofen ausführlich, und er ist des Lobes voll, wie diese beiden Japaner sich in diesen Apparat hineinzusetzen vermochten. Auch von japanischer Seite und zwar von einem der beiden Gelehrten, die den Apparat abzunehmen hatten, nämlich einem späteren Tōkyōer Universitätsprofessor namens Katō Hiroyuki, liegt dazu ein Bericht vor, erstattet um die Jahrhundertwende in der „Zeitschrift für deutsche Sprache in Japan.“ Hier wird uns ausdrücklich bestätigt, daß der Telegraphenapparat für die beiden Japaner und ihren Freundeskreis den Anstoß zum planmäßigen und äußerst mühsamen

Studium des Deutschen, was nur über das Holländische geschehen konnte, gegeben hat, und daß sie wenige Jahre später an ihrer Schule, einer Fremdsprachenschule, die Errichtung einer deutschen Abteilung durchsetzen konnten. Dieser Professor Katô hat sich dann auch, so berichtet er uns, an die ersten direkten Übersetzungen deutscher Bücher gewagt. Es handelt sich um Bluntschlis Staatsrecht und Biedermanns Geschichte des Konstitutionalismus.

So steht nach allem das japanische Volk auf einer beachtlichen Kultur- und Bildungsstufe, und es hat das (und hier ist es wiederum an den Expeditionsmitgliedern, sich zu verwundern) ohne das Christentum erreicht. Es ist keineswegs nur der Schiffsprediger Kreyher, der die Meinung vertritt, jedwede höhere Bildung und Gesittung könne lediglich auf dem Boden des Christentums gedeihen. Die Frage nach religiösen und Glaubensdingen bei den Japanern wird entsprechend der Zeithaltung in unserer Literatur oft gestellt und auch zu beantworten versucht. Wir sagen: versucht! Denn naturgemäß unterlaufen gerade hier den Berichterstattem sachliche Fehler und schiefe Urteile, und Richthofen und Maron sind ehrlich genug zuzugeben, daß ihnen die religiösen Anschauungen der Japaner ein nur schwer lösbares Rätsel aufgeben. Wollten sie, so fragen wir uns heute, nicht etwa zu viel wissen? Kein Japaner vermochte auf ihre forschenden Fragen nach dem ursprünglichen Sinn und der eigentlichen Bedeutung all der zahlreichen religiösen Handlungen und Gegenstände eine genügende Auskunft zu geben. Er will es nicht, und er weiß es auch nicht. So bleibt für den religiösen Befund das allgemeine Bild der Toleranz der Religionen, Kulte und Sekten untereinander, die Bevorzugung des freilich heruntergekommenen Buddhismus und die Ähnlichkeit seines Rituals mit dem katholischen, die Ablehnung des Christentums aus politischen Gründen (der Ausdruck: „im Jahre der christlichen Zeitrechnung“ z. B. mußte im Vertrag auf Verlangen der Japaner geändert werden) und die erhabene Einbettung der Tempelanlagen in die Natur, gerade auch auf abschüssigem Gelände.

An diesen letzten Punkt der Wechselwirkung zwischen Tempel und Landschaft ist noch anzuknüpfen. Die Deutschen wären schlechte Beobachter gewesen, wenn sie uns nicht die einzigartige Verbundenheit des japanischen Menschen mit der Natur bestätigen würden. Gewiß geht

sie sehr oft ganz andere Wege als die unsre. Da sind z. B. die Verzweigung und Verkrüppelung der Bäume, da sind die japanischen Gärten, die zu Betrachtungen herausfordern. Die Verzweigung wird zurückgeführt auf den das ganze Volk durchdringenden Zug zum Niedlichen, Minuziösen, Zarten und Feinen und ebenso gewiß auch auf das Bestreben, auf kleinstem Raum ein Abbild der Natur zur Freude und zum Genuß des Beschauers zu schaffen. Daß hier chinesischer Einfluß vorliegt, behauptet Wichura. Alles das wird übrigens ausgeführt, ohne das dankbare Thema des Ästhetischen als Grundzug des japanischen Wesens weiter auszuspinnen.

Wo viel Licht ist, pflegt Schatten zu sein. Er liegt nach unseren Quellen vornehmlich auf zwei Bezirken des japanischen Lebens: der Regierungsform und, mit größerer Einmütigkeit ausgesprochen, auf den geschlechtssittlichen Zuständen des Volkes.

Es ist erklärlich, daß der japanische Staat in Form und Wesen dem besonderen Interesse aller Fremden begegnete. War doch hier der Versuch gemacht, ein politisches Ideal zu realisieren, das alle großen Geister beschäftigt hat, seitdem es ein Denken über Staat und Nation überhaupt gibt: nämlich das eines in sich ruhenden, sich selbst genügsamen und nach außen abgeschlossenen staatlichen Organismus! Und wie sah dieser in unserem Falle nun aus? Gab er seinen Bürgern Glück, Zufriedenheit und Wohlstand? Oder hielt er sie in Zwang und Unterdrückung? Und weiter: Gab es überhaupt ein Recht, diesen Staat, der keinen Verkehr mit dem Ausland wünschte, gewaltsam zur Aufgabe seiner Grundsätze zu zwingen, mochte auch die Notwendigkeit dazu vom Standpunkt der übrigen Welt vorliegen? Das waren die Fragen, die sich damals viele gestellt haben mögen, und ebenso vielen mag die Antwort schwer gefallen sein.

Eines war allerdings offensichtlich: Der japanische Staat, der auch in seinen äußeren Formen z. B. des Daimyôaufzuges und Daimyôaufputzes den Beobachtern mittelalterlich erschien, war ein despotisches und auf Gewalt und Willkür einer dünnen Oberschicht gegründetes System. Die Inhaber der staatlichen Macht verteilten die Rechte, und je weiter unten einer auf der Leiter der staatlichen Rangordnung stand, desto rechtloser war er. „Das Volk“, sagt Richthofen, „ist geknechtet und befindet sich in einer Sklaverei wie kaum im mittelalterlichen Deutschland.“ An vielen selbst beobachteten Beispielen des japanischen Alltags können die Deutschen das



bezeugen. Dabei ist die privilegierte Klasse ein Geburtsadel und nicht wie in China ein Leistungsadel. Es gibt keinen sozialen Aufstieg wie auch immer. Auch Bildung und Geld schaffen keinen Rang, höchstens einen zweifelhaften Besitzstolz. Alles Tun und Leben ist eingefangen, geregelt, vorgeschrieben, überwacht. „Es geschieht nichts“, bemerkt Maron. Stumpfheit, Mißtrauen, Heuchelei stellen sich ein und zerstören selbst enge menschliche Bindungen. Es fehlt der frei schaffende, nicht an Standesgrenzen gebundene, selbst verantwortliche Mensch. Es fehlt Schwung, Streben, Entwicklung. Man höre Marons Eindruck: „Die Japaner sind wie Kinder, von einem tyrannischen Vater artig und sittsam erzogen, sie stehlen nicht, sie naschen nicht, sie beschmutzen ihre Kleider nicht, sie wagen niemals eine Bitte, sie sind stets zufrieden mit dem, was sie erhalten. Sie sind dem Anschein nach durchaus wohlerzogene Kinder.“ Sollte nicht Rein in seinem bekannten Japanwerk 15 Jahre später dieses Wort von den Japanern als Kindern wieder aufnehmen? Hier freilich als Ausdruck heiterer, naiver Veranlagung, bei Maron hingegen als Ergebnis harter, grausamer Erziehung.\*

Und trotzdem! — und damit fordert die Frage nach der moralischen Berechtigung einer gewaltsamen Öffnung Japans vornehmlich vom Standpunkt des auch hier von den Amerikanern im Munde geführten „progress of mankind“ zu erneuter Überprüfung heraus — trotzdem haben alle unsere Gewährleute den Eindruck, daß sich die Japaner bei den ruhigen und friedlichen Zuständen im Lande wohl fühlen und ein glückliches, zufriedenes und materiell gesichertes Volk sind. Hören wir, was unser Schrifttum sagt: „Die Fremden können nur als störendes Element in diese Zustände eingreifen“, schreibt Richthofen. „Soviel ist Tatsache“, lesen wir bei Maron, „daß der augenscheinliche Effekt der eines glücklichen und zufriedenen Volkes ist. So groß ist die Weisheit, mit der hier das System einer despotischen Regierung realisiert wird, daß niemand zum Bewußtsein desselben kommt.“ Und Berg äußert sich so: „Sie sind ein gesundes und glückliches Volk, das der Fremden sehr wohl hätte entbehren können. Die

\* Auch der österreichische Diplomat Hübner nennt die Japaner schon 1872 „gute Kinder“, fügt aber dem hinzu: „regiert von enfants terribles“. Dieser Zusatz hängt mit seiner Auffassung der Hintergründe der Restauration zusammen. Vgl. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt, Bd. 2, S. 432, Bln. 1874.

verschiedenen Faktoren des Regierungssystems halten einander derartig die Waage, daß Gerechtigkeit geübt werden muß und das Volk sich wohl befindet“, und er fährt bezeichnenderweise fort. „Die äußere Notwendigkeit hat ein inneres Bedürfnis des Guten hervorgerufen“. Alles das stimmt nun auch mit dem überein, was an Urteilen über denselben Gegenstand und aus denselben Jahren von angelsächsischer Seite vorliegt.\* Gewaltherrschaften pflegen unter intelligenten Völkern von kurzer Dauer zu sein. Auf der Suche nach dem Grund der Verankerung des Tokugawastaates im japanischen Volk stößt Berg auf zwei Umstände als Merkmale des japanischen Charaktes: den Ehrbegriff als das Leitprinzip vornehmlich der höheren Stände und die Diszipliniertheit und Ehrfurcht vor der Obrigkeit als das Leitprinzip aller Stände. Beider Charakteranlagen, Ehrgefühl und Einordnungswillen, kommt der Tokugawastaat entgegen, und beide sind die Grundlage der Volkswohlfaht bei allem politischen Druck.\*\*

Der andre Punkt betrifft die moralischen Zustände auf sexuellem Gebiet. Die Expeditionsteilnehmer waren zwar darauf vorbereitet, hier Dinge zu finden, die sich mit abendländischer Anschauung von Sittlichkeit, Scham und Nacktheit nicht in Einklang bringen lassen, allein ihre Vorstellungen sollten von der Wirklichkeit übertroffen werden. Neben der ausgebreiteten Prostitution und dem Konkubinenwesen stand ja damals noch der Phalluskult mit seinen Begleiterscheinungen. Aber sie sehen auch ebenso schnell ein, daß mit einem voreiligen Verdammungsurteil niemandem gedient ist. Ein solches ließ schon nicht der Widerspruch zu, der doch darin lag, daß man neben der Prostitution, dem Phalluskult, der Darstellung des Obszönen in Buch und Bild, der sommerlichen Nacktheit beider Geschlechter eine wenn auch nicht gleichberechtigte, so doch geachtete Stellung der Frau beobachten konnte, ihre strenge Sittlichkeit als Ehefrau

\* So etwa von dem englischen Geschäftsträger Alcock und dem Amerikaner Townsend Harris. Der letztere schreibt 1861 so: „Ich werde lieber alle Verträge mit diesem Land zerrissen und Japan zu seiner alten Isolierung zurückkehren sehen, als daß ich Zeuge sein müßte, daß die Schrecken des Krieges [mit den Westmächten] auf dieses friedliche und glückliche Land fielen“ (zitiert nach Siemers, a.a.O. S. 56).

\*\* Alle diese Urteile dürfen uns freilich über die tatsächlichen inneren Verhältnisse nicht hinwegtäuschen. Das Land befand sich in Wahrheit in lebhafter Bewegung und Gärung. Allenthalben machte sich eine tiefe Unzufriedenheit breit. Die Fremden konnten davon naturgemäß kaum eine richtige Vorstellung gewinnen.

und Mutter, ein inniges Familienleben mit liebevoller und sorgfältiger Erziehung auch der kleinen Mädchen, ein zurückhaltendes, bescheidenes (nach Richthofen „herzgewinnendes“) Benehmen der jungen Mädchen dem anderen Geschlecht gegenüber. Ja, die Prostituierten selbst mit ihrer spätern Heiratsmöglichkeit! Kommt man da nicht, um mit Berg zu sprechen, auf den Gedanken, daß „jener arge Schaden nur ein äußerer Auswuchs ist, der, ohne in das Mark zu dringen, nur die schlechten Säfte aufsaugt, ohne den sonst gesunden Organismus zu zerstören?“ Werner faßt sein Urteil kurz dahin zusammen: „Die Japaner sind schamlos, aber nur, weil sie nicht wissen, was schamlos ist.“ Und Wichura grenzt seinen Standpunkt so ab: „Was die Sitte eines ganzen Volkes billigt, kann im Bereich derselben kaum unsittlich genannt werden.“ So kann man also den Vorwurf der Sittenlosigkeit nicht aufrecht halten, wohl aber den — und Richthofen macht diese Unterscheidung — der Sittenfreiheit, die durch Zeit und Herkommen geheiligt ist und bei der die Japaner harmlos und unbefangen bleiben. Der Gedanke liegt nahe und wird auch in unserer Literatur ausgesprochen, daß die Regierung dem Volk diese Sittenfreiheit gestattet, um es vom Eingreifen und Einmischen in Staatsdinge abzuführen.

Es ist selbstverständlich, daß auch Yokohama und die dortigen Fremden in unserem Schrifttum berührt werden, zumal sich einige Missionsmitglieder wegen der Enge des Gesandtschaftshauses in Edo dort auf längere Zeit einquartiert hatten und andererseits der Ritt von Edo nach Yokohama der einzige größere Ausflug war, der unternommen werden konnte. Vertragsmäßig war bekanntlich der Ort Kanagawa, unweit Yokohama gelegen, als Öffnungshafen in Aussicht genommen, aber die Japaner hatten nicht dort, sondern im nahen Yokohama alle Anstalten und notwendigen Bauten getroffen, und zwar in geschickter und zweckentsprechender Weise. Sie waren dank der vorgenommenen Grabenziehungen in der Lage, mit Leichtigkeit alle Ein- und Ausgänge zu übersehen und die gesamte An- und Abfuhr der Waren zu kontrollieren. Kein Zweifel, das Ganze sah bedenklich nach einer Deshima-Absperrung aus. Das versteifte natürlich den Widerstand der Diplomaten. Aber die Kaufleute — und das hatten die Japaner vorausgesehen — zögerten nicht, sich in das bereitete Nest zu setzen. Außerdem waren die Hafenverhältnisse in

Yokohama, wo das erste Schiff (nach Richthofen) übrigens ein deutsches namens „Schiller“ gewesen sein soll, ungleich besser als in Kanagawa, das zudem an der großen, von Daimyōaufzügen belebten und damit für die Fremden nicht ungefährlichen Reichsstraße lag. Yokohama hat sich auch schnell mit Japanern bevölkert. Wir brauchen hier auf diese Dinge und insbesondere auf die ersten deutschen Kaufleute in Yokohama nicht näher einzugehen.\* Wir wollen hier nur festhalten, daß natürlich die Missionsmitglieder mit den Deutschen in Yokohama freundschaftlichen Verkehr pflegten, und dann sogleich zwei Punkte näher erörtern, die in dem hier benutzten Schrifttum besondere Beachtung gefunden haben.

Der erste bezieht sich auf Ruf und Ansehen der ersten Ansiedler in Yokohama einschließlich der deutschen, und zwar in den Augen der in Edo residierenden Vertreter der fremden Mächte. Wir müssen darauf zu sprechen kommen, weil in allen uns vorliegenden Quellen, auch in dem Buch des Kaufmanns Spiess, Andeutungen und Auslassungen eingestreut sind, die einen Teil der Ansiedler in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen. Hauptsächlich führen das amtliche Reisewerk, Eulenburs Briefe, aber auch Brandt, Spiess, Maron und Wichura mannigfache Klagen an und fällen z. T. recht ungünstige Urteile über einzelne Yokohama-deutsche. Sie sind umso auffälliger, als sie für China nicht wiederholt werden. Was liegt vor? Sind diese Äußerungen gerechtfertigt? Ja und nein!

Um zunächst das Grundsätzliche aufzuzeigen, wird man zugeben müssen, daß es zwischen dem Grafen Eulenburg und seinen Attachés, preußischen Adligen also, der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörig, noch dazu aus einem Staat, in dem der Überseekaufmann eine sehr seltene Erscheinung war, auf der einen Seite und jungen, wie es scheint: sehr jungen Kaufleuten auf der anderen Seite, die, in bunt zusammengewürfelter Masse und jeder auf sich allein gestellt, mit Energie ihren kaufmännischen Geschäften in einem Hafen ohne Tradition und eingefahrene Handelsgewohnheiten nachgingen, daß es, so meinen wir, zwischen beiden Gruppen nur wenig Berührungspunkte gegeben haben kann. Wir wollen weiter festhalten, daß sich in Yokohama verschiedene

\* Das ist von berufener Seite in den letzten Nummern der OAG-Nachrichten geschehen.

Kategorien, von Personen eingefunden hatten. Da sind zunächst die eigentlichen Ansiedler, junge ehrbare Kaufleute, die sich mit einem bestimmten Auftrag auf längere Zeit einrichteten, da sind aber auch Besucher aller Art, Seelute, Handwerker, Personen, die Informationen einzuziehen wollen, und da sind vor allem Glücksritter aller Nationen aus dem nahen China, den holländischen Kolonien oder dem weiteren Amerika, angezogen durch die in den ersten Monaten sehr vorteilhaften Geldbesser Goldwechselgeschäfte. Alle diese Leute brachten die im ganzen Osten geltenden Manieren der Eingebornenbehandlung mit. Sie sind mit den japanischen Angestellten und Beamten teilweise außerordentlich derb umgesprungen und haben die Gewohnheiten und Sitten des Landes nicht selten brüskiert. Wollen wir ihnen einen unbedingten Vorwurf daraus machen? Konnten sie denn ahnen, daß sie in den Japanern ein in sich festgefügt, national und kulturell geschlossenes Ganze und eben damit ein leicht verletzbares Volk vor sich hatten? Mußten sie nicht vielmehr glauben, daß mit der Öffnung Japans nur ein weiteres Land oder zum mindesten weitere Küstenstriche am chinesischen Meer der kommerziellen Kolonisation des Westens erschlossen wurden? Daraus entsprangen Reibereien hin und Reibereien her, zumal es die japanischen Beamten ihrerseits, wie uns das z. B. vom Zollamt in Yokohama berichtet wird, an schlechter und willkürlicher Behandlung der fremden Kaufleute nicht fehlen ließen und sie mit bürokratischen Anordnungen schikanierten. Vor allen Dingen fanden die Fremden bei ihnen wenig Unterstützung, wenn die japanischen Kaufleute, wie es bisweilen geschah, ihren mitunter beträchtlichen Verpflichtungen nicht nachkamen, bzw. geradezu betrügerisch vorgingen. Die ausländische Kaufmannschaft berechnete ihren in dieser Hinsicht 1860 entstandenen Verlust auf rund 200 000 Mexikodollar. Seitdem wurden Tausch- oder Bargeschäfte die Regel.

Ein Stein des Anstoßes zwischen den Ansiedlern und den Diplomaten war die Jagd. Wir hören, daß Angehörige des Kaufmannstandes (ich zitiere:) „mit verhängtem Zügel und der Büchse über der Schulter, von Dienern und einer Koppel Hunden begleitet, wie ein übermütiger Feind im eroberten Land durch die Straßen und Umgebung Yokohamas tollten.“ Damit setzten sie sich aber ins Unrecht. Denn die Jagd war verboten. Die Japaner sind hier auch zu Verhaftungen geschritten, darunter eines

jungen Hamburger Kaufmanns, der ihnen aber auf dem Wege zum Haftlokal in einem Tumult wieder entrissen wurde. Alles das hat viel Staub aufgewirbelt. Freilich: Kaufleute hoch zu Roß, das mag manchem Mitglied der Mission komisch erschienen sein. War es deshalb eine tadelnswerte Sache? Im übrigen nennen Richthofen und Berg, die diese Dinge breit aufgreifen, eine ganze Anzahl deutscher Kaufleute, Vertreter großer Häuser in Shanghai, mit Namen und anderen Einzelheiten und rühmen ihre Gastfreundschaft. So ganz besonders in Nagasaki. Hüten wir uns also, diese Nachreden zu verallgemeinern!

Der andere Punkt, der bei dem Stichwort Yokohama kurz erörtert werden soll, bezieht sich auf den Handel mit Japan und insbesondere die Beurteilung der Aussichten dieses Handels im Expeditionsschrifttum. Diese Frage hängt eng mit der Hauptaufgabe der Eulenburgischen Sendung zusammen, und so haben sich alle unsre Berichtersteller damit abgegeben. Es galt zunächst über eine Enttäuschung hinwegzukommen. Ganz sicherlich sollte ja ein etwaiger Handelsvertrag in erster Linie dem Import fremder Waren nach Japan den Weg bahnen, aber unsere Gewährleute kommen übereinstimmend zu der Überzeugung, daß einem Import größeren Ausmaßes zwei Umstände entgegenstehen: vorerst die Bedürfnislosigkeit der breiten Massen in Japan, und sodann, sollte diese im Laufe der Jahre überwunden worden sein, würden Geschicklichkeit und Nachahmungstalent eines Volkes, das ja seit Jahrhunderten keineswegs nur einer rein landwirtschaftlichen Beschäftigung, sondern einer noch dazu hochstehenden gewerblichen und industriellen Betätigung (Richthofen: „sitzende Industrie“) nachging, sehr bald, so argumentierte man, sich an die Herstellung europäischer Waren und Erzeugnisse wagen. Es wird damit richtig vorausgesehen, daß der Import nach Japan im Grunde nicht gewöhnliche Massenartikel, sondern nur Spezialartikel umfassen wird. Ihre Aufzählung ist vom heutigen Stand der Dinge aus gewiß nicht uninteressant. Es würde sich danach handeln um Wolltuche und Wolldecken, Sachen also, die an den Fremden der Gegenstand eifrigen Befühlens und Betastens von seiten der Japaner gewesen sind, um Glaswaren aller Art (leere Weinflaschen machten den damit beschenkten Japaner überaus glücklich, und die Expedition war in der Lage, sehr viele glücklich zu machen), Metalle und besonders Drogen und Medizinalwaren. In den

Auslagen der Edoer Geschäfte fand man an europäischen Artikeln vereinzelt nur Wiener Streichhölzer und eben leere Weinflaschen. Diesem Import treten als Exportartikel an die Seite mit weitem Vorsprung Seide („Maulbeerpflanzungen werden sehr bald die Reisfelder zurückdrängen“, prophezeit Maron) und dann Tee. Beides haben übrigens die Holländer nicht exportiert. Weiter Kupfer, Rapsöl, getrocknete Fische, bessere Hölzer, Papier und dann natürlich Lackwaren und Porzellane. Es wird hinzugesetzt, Japan sei wohl reich an guter Kohle. Warf nun dieser Handel, der also eine ganz außerordentlich hohe Exportspitze hatte (1860 z. B. Einfuhr und Ausfuhr auf 1:4 geschätzt) und von dem das meiste nur nach Shanghai ging, um 1860/61 infolge der sehr hohen Verdienstspannen schon ansehnliche Gewinne ab, so kann man doch in gar keiner Weise von einem geregelten Handel sprechen. Dazu trugen Import als auch Export noch zu sehr experimentellen Charakter, und zum andern war es kein freier Handel. Alles geschah unter der bis ins kleinste gehenden Aufsicht der Regierung in Edo, und diese griff ein, wo und wann es ihr beliebte. Die innere politische Lage Japans prägte dem gesamten Handel den Stempel weitgehender Unzuverlässigkeit auf. Berg sagt einmal in diesem Zusammenhang: „Der Großhandel in Yokohama war immer das beste Barometer der politischen Stimmung, zu Zeiten starke Anfuhr, dann wieder vollständige Stockung.“ Störend wirkte noch dazu die Münzfrage, bei der nicht Wert gegen Wert, sondern zunächst Gewicht gegen Gewicht stand. Bei den Umwechseleien ging die japanische Regierung durchaus nicht immer einheitlich und zuverlässig vor.

Alles in allem tragen jedoch die Ausführungen über den Handel mit Japan einen durchaus optimistischen Ton. „Wie man an einer kräftigen Handelsentwicklung in Japan zweifeln kann, ist mir unerklärlich“, ruft Werner aus. Aber sich überspannten Hoffnungen hinzugeben oder gar „kalifornischen Träumereien“, um in der Sprache Marons zu reden, davor wird ebenso entschieden gewarnt. Es wäre seltsam, wenn über solchen Gedanken nicht der Vergleich mit England einfiel. Es wird in der Tat wiederholt darauf hingewiesen, daß Englands Rolle in Europa für Asien wohl einmal Japan übernehmen werde. Werner begründet das nicht nur mit der gemeinsamen insularen Lage und den daraus resultierenden Seefahrereigenschaften, sondern auch mit der beiden Völkern eignen

praktischen und nüchternen Veranlagung, einem Charakterzug, den übrigens nicht nur Werner hervorhebt. Dabei würde aber unter den japanischen Häfen keineswegs Yokohama oder Nagasaki die führende Rolle zufallen. Es spricht für ihren klaren Blick in solchen Dingen, wenn Richthofen und Werner Ōsaka, dessen Öffnung für 1863 vorgesehen war, die große Zukunftschance geben. „Dort also“, schreibt Richthofen im Oktober 1860, „dürfte in Zukunft das eigentliche japanische Shanghai zu suchen sein.“

Nun ist aber die Frage nach der künftigen wirtschaftlichen Entwicklung des japanischen Außenhandels nur eine Teilfrage. Ihre Beantwortung hängt mit der allgemeinen und politischen Entwicklung der Lage in Japan unlösbar zusammen. Über sie wäre ein letztes Wort zu sagen. Nach der Meinung der Missionsteilnehmer bringen die Japaner als Volk und als Individuen alles mit, was sie befähigt, ein wertvolles Glied in der Reihe der Völker zu werden, ja, um ihrerseits auf die Nachbarvölker kulturfördernd zurückzuwirken. Aber einmal ganz davon abgesehen, die geographische Lage Japans als auch der aus der Zeit geborene Begriff des Welthandels gestatten es den übrigen Mächten nicht länger, seine Isolierung zu dulden. Im Augenblick jedoch gilt es für diese zu warten. Es genügt zu wissen, daß die Öffnung des Landes und die Einhaltung der übernommenen Verträge von der an der Macht befindlichen Partei in inneren Kämpfen verfochten wird. Wie sehr nun auch in unserm Schrifttum die Meinungen über den Fort- und Ausgang dieser Wirren auseinandergehen, ob die eine oder andere Partei siegt, ob der Shōgun seine Macht an die großen Fürsten oder den Tennō abzugeben hat, ob, wie Berg es für möglich hält, das Reich entsprechend seiner geographischen Gliederung in Einzelstaaten zerfällt, ob, wie Werner annimmt, das Volk aufsteht oder Regierung und Fürsten ihm freiwillig gewähren, was es sich sonst gewaltsam nimmt, das alles ist ungewiß. Nur soviel ist den Begleitern Eulenburgs gewiß: Ein Zurück gibt es für Japan nicht mehr! Die fremden Mächte werden ihren Willen durchsetzen. Richthofen sagt bei der Gelegenheit, als er hört, daß Siebold als Berater des Shōgun nach Edo gehe und sich für die Schließung aller Häfen bis auf Nagasaki ausgesprochen habe: „Setzt er diese Prinzipien in Edo durch, so möge sich die japanische Regierung vorsehen. Es ist dann ein großer Krieg mit den europäischen Mächten

unvermeidlich.“ Und Maron fügt dem bezeichnenderweise an: „Wir werden es dann ohne Zweifel mit einem widerstandsfähigeren Feind zu tun haben als in China.\* Indessen kann der Sieg der europäischen Waffen nicht in Frage gestellt werden.“ Klingen diese Urteile über Japans zukünftige Entwicklung nicht zu bescheiden? Wer aber, so antworten wir, konnte denn damals ahnen, welche großartigen Entfaltungsmöglichkeiten in diesem Volke schlummerten und in welcher Weise der Gang der Weltereignisse sie fördern sollte?

#### ZUSAMMENFASSUNG:

1. Die aus handelspolitischem Bedürfnis veranlaßte, großangelegte und in der Personenauswahl außerordentlich glückliche Expedition von 1860/62 unter der Führung des Grafen Eulenburg, vom preußischen Staat ausgesandt, um Handelsverträge in Ostasien abzuschließen, hat ihre Aufgabe erfüllt. Der Umstand, daß nur Preußen — und nicht auch die anderen deutschen Staaten — in den Vertrag mit Japan eingeschlossen ist, bleibt praktisch — und so erschien es auch den Expeditionsmitgliedern selbst — ohne Bedeutung.

2. Das Unternehmen hat der deutschen Sache einen wertvollen Dienst erwiesen. Es bezeichnet den Eintritt Preußen-Deutschlands in den internationalen Verkehr der östlichen Meere als Handelsmacht. Von nun an erheben sich die Deutschen in Ostasien zu rechtlich und wirtschaftlich beschützten, den anderen Fremden gleichgestellten Ansiedlern. Zehn Jahre vor der Reichsgründung wird der preußische Adler, hinter dem allein unter allen deutschen Staaten Geltung und Macht stand, zu ihrem Sammelpunkt.

3. Durch die zahlreichen Arbeiten, Berichte und Veröffentlichungen der Expedition beigegebenen wissenschaftlichen und kaufmännischen Kommissare gewinnt die breitere deutsche Öffentlichkeit ein erstes, vielseitiges und trotz beschränkter Beobachtungsmöglichkeiten auch zuverlässiges Bild über Japan. Zwei der Teilnehmer haben auf verschiedenen Gebieten fortan ihre Lebensarbeit dem mit der Expedition

\* Man vergleiche schon Perrys Urteil in dieser Hinsicht über die Japaner: „Kein Volk würde bessere Soldaten abgeben“ in: Erinnerungen des Admirals Perry von der Fahrt der amerikanischen Flotte 1853/54, deutsche Bearbeitung von Wirth und Dirr, Hamburg 1910, S. 348.

betretenen Raum gewidmet (Richthofen und Brandt).

4. Das auf diese Weise der Heimat vorgestellte Bild von Japan hat helle und hellste Farben. Spricht schon das Land in Formen und Natur die Deutschen aufs stärkste an, so nicht minder seine Bewohner im ganzen und im einzelnen. Diese erscheinen ihnen als ein Volk von Gesittung und Kultur, in sich als Ganzes nationalbewußt, ehrliebend, natur- und traditionsverbunden, begabt, tätig, bei aller dem Mann eingeräumten Sittensfreiheit häuslich und kinderlieb, sauber, ordnungsliebend und freundlich, auf der anderen Seite mit Eigenschaften, die in Polizeistaaten, insbesondere bei Trägern öffentlicher Ämter, einen guten Nährboden finden: vorsichtig, mißtrauisch, verantwortungsscheu, mit leeren Umgangsformen und Haften am Kleinlichen und Abseitigen. (Man beachte, daß es sich bei diesen Angaben nach der Lage der Dinge nicht um feststehende, durch eindringende Analyse gesicherte Erkenntnisse handeln kann!)

5. Eine aufsteigende, ja bedeutsame politische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes und eine würdige Stellung unter den Völkern wird nach Ausgang der inneren Wirren nicht beweifelt.

Wir schließen mit dem ebenso bündigen wie eindrucksvollen Bekenntnis des Seeoffiziers Werner zu Japan:

„Ich habe die Japaner achten und lieben gelernt, und das kann ich sonst kaum von einer Nation sagen, wiewohl ich ihrer im Laufe meines bewegten Lebens genug kennengelernt habe.“

## DAS SCHRIFTTUM DER EXPEDITION:

- a. (Berg), Die Preußische Expedition nach Ostasien, nach amtlichen Quellen, Japan betreffend: Bd. 1 u. 2, Berlin 1864-66.
- b. von Brandt, Dreiunddreissig Jahre in Ostasien, die Expedition betreffend Bd 1, Leipzig 1901.
- c. (Eulenburg-Hertefeld), Ostasien in den Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, Berlin 1901.
- d. Kreyher, Die Preußische Expedition nach Ostasien, Hamburg 1863.
- e. Maron, Japan und China, Reiseskizzen, 2 Bde, Berlin 1863.
- f. Radowitz, Briefe aus Ostasien, hrsg. von Holborn, Stuttgart 1926.
- g. von Richthofen, Aufenthalt in Japan, aus seinen Tagebüchern, hrsg. 1912.
- h. Spiess, Die Preußische Expedition nach Ostasien, Berlin 1864.
- i. Werner, Die Preußische Expedition nach China, Japan und Siam, 2. Aufl. 1873.
- j. Wichura, Aus vier Weltteilen, ein Reisetagebuch in Briefen, Breslau 1868.

Andere benutzte Literatur ist an Ort und Stelle verzeichnet.

---